

10.



Kultur

Konferenz

Ruhr

2022



Industrielle Kulturlandschaft.  
Das Ruhrgebiet zwischen  
Vergangenheit und Zukunft.







- 4 **Grußwort**
- 16 **Begrüßung**
- 20 **Impuls 1:  
Zukunft und Vergangenheit:  
Ein Gegensatz?  
Lucian Hölscher**
- 32 **Impuls 2:  
Nostalgie & Ausbeutung  
Anna Mayr**
- 44 **Diskussion:  
Zukunftsperspektiven  
für das industrielle Erbe**
- 52 **Impuls 3:  
Vom Bleiben &  
Verschwinden  
loekenfranke**
- 62 **Gespräch:  
Zur kulturellen Praxis  
der Umnutzung  
Barbara Frey und  
Karl-Heinz Petzinka**
- 70 **Panels**
- 100 **Abschluss**



# Liebe Leser\*innen

Die Industrialisierung hat nicht nur die Menschen des Ruhrgebiets geprägt. Kohle und Stahl haben auch der Landschaft ihre ureigene Topografie aufgezwungen, das Gesicht des Ruhrgebiets geschaffen und geformt. Das entstandene Netz aus historisch und ästhetisch herausragenden Bauwerken, Denkmälern, Halden und Infrastrukturen – die Industrielle Kulturlandschaft Ruhrgebiet – ist in seiner Dichte und Ausdehnung weltweit einzigartig. Ein Alleinstellungsmerkmal, das

mit enormen Potenzialen und zugleich mit weitreichender Verantwortung einhergeht. Denn das industrielle Erbe der Region spielt längst mehr als die alte Melodie der Montanindustrie: Zechen, Stahlwerke und Industrieanlagen sind nicht nur Zeitzeugen und Erinnerungsorte. Sie sind zugleich Sinnbild der Transformation, pulsierende Orte der Kultur, der Wissenschaft und der Wirtschaft. Vor diesem Hintergrund sind unsere Erinnerungsorte folglich gleichermaßen

Katalysatoren für die zentralen gesellschaftlichen Zukunftsfragen des 21. Jahrhunderts: Nachhaltigkeit, Klimakrise, Digitalisierung der Arbeit, soziale Gerechtigkeit und Migration. Wir freuen uns über das breite Interesse am Programm der 10. Kulturkonferenz Ruhr, die am 8. September in der historischen Maschinenhalle des LWL-Industriemuseums – Zeche Zollern stattfand. Mit über 350 Teilnehmer\*innen haben wir in der lichtdurchfluteten Jugendstilhalle Fragen nach der Zukunftsfähigkeit unserer Region diskutiert. Gemeinsam mit dem Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen bündelt der Regionalverband Ruhr

Impulse für das politische Selbstverständnis der Kulturmetropole Ruhr. In dieser Dokumentation fassen wir die Diskussionen und Impulse zusammen und hoffen somit die Themen der Konferenz in eine produktive Perspektive zu überführen. Die Hinterlassenschaften der Industrialisierung werden auch in Zukunft eine entscheidende Bezugsgröße für die Entwicklung der Region sein. Die Industriekultur erinnert uns an das Vergangene und fordert, aus dieser Erfahrung heraus die Zukunft aktiv zu gestalten.

Viel Freude beim Lesen!



Karola Geiß-Netthöfel  
Regionaldirektorin des Regionalverbandes Ruhr





















# Begrüßung



**Erstmals in ihrem zehnjährigen Bestehen widmete sich die Kulturkonferenz Ruhr am 8. September 2022 einem Thema, das vielleicht wie kein zweites prägend für die Region scheint: Die industrielle Kulturlandschaft Ruhrgebiet, so Moderatorin Vivian Perkovic, »ist einzigartig in der Welt«, und das nicht zuletzt aufgrund ihrer enormen Dichte. Anders formuliert: »Die Industrialisierung hat mit atemverschlagender Wütniss die Menschen und die Landschaft geprägt, manchmal regelrecht bezwungen. Sie hat aber auch atemberaubende Entwicklungen angestoßen.« Doch was leistet das Erbe von gestern für das Leben von morgen? Diese Kernfrage der Konferenz spielte bereits in der ersten Gesprächsrunde eine entscheidende Rolle. Und die Antworten machten klar: Die Menschen des Ruhrgebiets brauchen diese Orte.**

Dieses Bedingen ist letztlich ein gegenseitiges: Die Jugendstilhalle der Zeche Zollern in Dortmund, zentraler Diskussionsort der 10. Kulturkonferenz Ruhr, war 1969 der erste Industriebau, der unter Denkmalschutz gestellt wurde – auf Initiative der Menschen

vor Ort. »Wenn die Bürger\*innen damals nicht gesagt hätten, wir wollen diesen wunderbaren Bau, das tolle Jugendstilportal, erhalten, dann wäre dieses identitätsstiftende Gebäude verloren gegangen«, resümierte LWL-Kulturdezernentin Dr. Barbara Rüschoff-Parzinger. An Orten wie Zollern, Orten der Vergangenheit, würden längst »Gegenwart und Zukunft verhandelt«. Denn: »Was, wenn nicht Industriekultur oder das Thema Arbeit, eignet sich dazu, über die Zukunft nachzudenken, die herausragenden Fragen unserer Zukunft anzugehen, künstlerische Interventionen einzubringen? Diese Orte haben etwas Magisches, sie ziehen die Menschen an.« Und das nicht zuletzt, wie Dr. Stefan Mühlhofer, Geschäftsführender Direktor der Kulturbetriebe Dortmund, ergänzte, weil Industriekultur »breit aufgestellt« sei, und »alle Segmente von der Hoch- bis zur Breitenkultur« bediene.

Enormes Potenzial, das es zu erhalten gelte. Auch und gerade in schwierigen Zeiten, auch und gerade angesichts »konkreter Einsparungsszenarien«, die etwa Zollern als eines von vier der 18 LWL-Museen im Zuge der Gaskrise treffen

könnte. Die industrielle Kulturlandschaft Ruhrgebiet, so Rüschoff-Parzinger, generiere »Orte des gesellschaftlichen Dialogs«. Mehr noch: »Die nächsten Monate«, konstatierte Mühlhofer, »werden nicht einfach in unserer Gesellschaft. Deshalb brauchen wir Orte, wo wir zusammenkommen, wo wir ein Gemeinschaftsgefühl entwickeln können – damit die Gesellschaft nicht auseinanderreißt«.

Fakt aber ist auch: Der Erhalt des industriellen Erbes bedarf vor allem einer gesicherten Finanzierung. Den Grundstein dafür, so Katrin Budde, Vorsitzende des Bundesausschusses für Kultur und Medien, habe die Politik in der vergangenen Legislaturperiode mit einem klaren Bekenntnis zur Industriekultur gelegt. Doch: Der angekündigte Sonderetat sei angesichts der Pandemie, des Ukraine-Kriegs und der steigenden Energiepreise bislang noch »Zukunftsmusik«. Budde: »Wir alle wissen, dass es nicht einfacher geworden ist. Deshalb müssen wir, die wir wissen, wie wichtig das Thema Industriekultur ist, zusammenarbeiten. Und das werden wir im Bundestag auch weiter tun, um das, was im Koalitionsvertrag steht, auch mit Leben zu füllen.«

Mit Geld allein ist es gleichwohl nicht getan. Gebraucht werden auch eine stärkere Netzwerkarbeit vor Ort und vor allem neue Narrative. Rüschoff-Parzinger: »Es gibt wahnsinnig viele Menschen, die finden Industriekultur langweilig, die können mit dem Begriff gar nichts anfangen.« Projekte wie die LWL-LVR-Kooperation »Futur 21« seien ein Versuch, »das Thema neu aufzuladen«, insbesondere mit Blick auf die jüngere Generation. »Industriekultur muss sich in vielen Teilen neu erfinden.« Die Orte, die Expertise, die Menschen und die Ideen – über all das verfüge die Region. »Deshalb müssen wir Industriekultur jetzt gemeinsam weiterdenken.«

**Dr. Stefan Mühlhofer**  
Geschäftsführender Direktor  
der Kulturbetriebe Dortmund

**Dr. Barbara Rüschoff-Parzinger**  
Kulturdezernentin des Landschaftsverbandes  
Westfalen-Lippe (LWL)

**Katrin Budde (Videostatement)**  
Vorsitzende des Bundesausschusses  
für Kultur und Medien

**Sonderprogramm**  
**»Lebendige Industriekultur«**  
In ihrem Koalitionsvertrag haben sich CDU, CSU und SPD verpflichtet, »den Erhalt des baukulturellen Erbes über die Förderung von Denkmalschutz und -pflege [...] im Zusammenwirken mit den Ländern und unter Einbezug von Stätten der Industriekultur fortsetzen und ausbauen« zu wollen. Vor diesem Hintergrund hat der Bundestag im Juni 2021 die Schaffung eines Sonderprogramms »Lebendige Industriekultur« beschlossen, das mit 50 Millionen Euro jährlich ausgestattet werden soll. Schwerpunkte des Programms sind »investive Maßnahmen zur Kultur- und Denkmalspflege«, über die der »Wandel der Arbeitswelt« sichtbar gemacht wird und die den Bereichen Bildung, Tourismus und internationale Vernetzung zugutekommen.





**Eine realistische Auseinandersetzung mit dem Thema Industriekultur bewegt sich nahezu zwangsläufig im Spannungsfeld zwischen Potenzial und Verantwortung. Als »Metakultur«, resümierte NRW-Kultusministerin Ina Brandes im zweiten Einleitungsgespräch, mache das industriekulturelle Erbe eine Weiterentwicklung des Kulturbegriffs in der Region möglich. Dazu, so das Fazit der Runde, sei es jedoch an der Zeit, auch bislang unerzählten Narrativen mehr Gehör zu verschaffen, um das Thema letztlich glaubhaft in die Zukunft zu tragen. »Industriekultur ist kein Kitsch, das ist Power, das ist Kraft. Das ist die Kraft, die das Ruhrgebiet ausstrahlen will, kann und auch muss«, versicherte Dr. Frank Dudda, Vorsitzender des Ruhrparlaments.**

Aus dieser Kraft resultiere die Tatsache, dass die industrielle Kulturlandschaft Ruhrgebiet gleichermaßen identifikationsstiftend wie auch als Projektionsfläche funktioniere. »Wir wollen die Geschichte unseres Landes erzählen, mit all den Aufstiegen, mit all den Wunden.« Dafür jedoch sei es unabdingbar, neue Bilder zu generieren, Brüche aufzugreifen und vor allem davon zu berichten, »was all das hier mit den Menschen macht«. In diesen »unerzählten Geschichten« stecke das Potenzial und die »einmalige Chance«, gerade junge Menschen vom Metropolcharakter der Region zu überzeugen.



Traditionelle Kulturereignisse wie die Ruhrtrienale, »die Industriekultur feiert, indem sie sie als Spielstätten nutzt«, wie es Brandes formulierte, gäben den Weg vor: »Das ist die Sorte Ansatz, die wir noch viel stärker brauchen.«

Bewusste Schritte gen Zukunft also. Doch die, darüber herrschte Einvernehmen, müssten auch damit einhergehen, Rechenschaft für die Vergangenheit abzulegen und Verantwortung für die enorme Ausbeutung fossiler Brennstoffe zu übernehmen. Und ein solcher Anspruch, zeigte sich Brandes überzeugt, gehe weit darüber hinaus, »Industrieorte so in Ordnung zu bringen, dass man das im 21. Jahrhundert noch verantworten kann«. Ihr Fazit: »Wenn wir bei jungen Menschen eine Akzeptanz dafür haben wollen, dass das hier alles erhaltenswert ist, dass es wichtig ist und eine Geschichte erzählt, dann werden wir diese Erzählung etwas ändern müssen. Und dann werden wir uns auch darum kümmern müssen, dass diese Gebäude im 21. Jahrhundert unter den Rahmenbedingungen funktionieren, die wir auch energiepolitisch im Moment erleben. Ich glaube, das wird für die Akzeptanz für die nächsten 20, 30 oder 40 Jahre entscheidend sein.« In eine solche »Kosten-Nutzen-Rechnung« allerdings, appellierte Dudda, müssten »die industriekulturellen Entwicklungspotenziale für ganze Stadtteile unbedingt inkludiert werden«. Wer nachfolgende Generationen für das Konzept Industriekultur begeistern wolle, sollte diesen auch die Chance

einräumen, »solche Orte für sich zu entdecken und unfertige Räume zu bespielen«. Anders gesagt: Man schützt, was man kennt. Um hier anzudocken, müssten sich die industriekulturellen Player der Region nicht nur noch deutlich enger miteinander vernetzen, sondern sich auch verstärkt jungen Disziplinen – Urban Art etwa und nicht zuletzt der Digitalisierung – öffnen. Formate wie die Kulturkonferenz Ruhr setzten genau hier an.

Doch zur Verantwortung gehört auch Vollständigkeit. Zur Zukunft gehört auch eine gewissenhafte Aufarbeitung der Vergangenheit. »Die Geschichte der Familie und der Frauen ist überhaupt noch nicht erzählt«, resümierte Dudda und ergänzte: »Wenn wir heute über Wandel reden, dann tun wir so, als sei das alles ein Zuckerschlecken gewesen. War es aber nicht, es hat ja erheblich eingegriffen in die Wohnorte, in die Lebenssituation, in die soziale Absicherung. Zu fragen: Was haben wir daraus gemacht? Wie sind wir da wieder rausgekommen? Das sind die eigentlich spannenden Geschichten.« Denn: »Die ganze Welt steht jetzt langsam vor dem Problem, das wir ein Stückweit bereits bewältigt haben.«

**Ina Brandes**  
Ministerin für Kultur und Wissenschaft  
des Landes Nordrhein-Westfalen

**Dr. Frank Dudda**  
Vorsitzender des Ruhrparlaments,  
Oberbürgermeister der Stadt Herne







# Zukunft und Vergangenheit: Ein Gegensatz?

Impuls 1:  
Lucian Hölscher

Die Zukunft liegt in Gottes Hand, so heißt es häufig in alten Reden und Texten. Soll heißen: Was kommen wird, wissen wir nicht und können wir auch nicht wissen. Das gilt grundsätzlich bis heute: Wer hätte noch vor drei Jahren die langanhaltende Coronaepidemie, wer noch vor einem Jahr den Ukraine-Krieg vorausgesagt? Wer könnte daher von sich behaupten, schon heute zu wissen, wie das Ruhrgebiet in 20, 50, 100 Jahren aussehen wird? Niemand.

Doch zugleich kommen wir ohne Wissen von der Zukunft nicht aus: Wer würde denn in diese Region noch viel Geld und Kraft investieren, ohne wenigstens einige begründete Annahmen darüber machen zu können, wie das Ruhrgebiet in 20, 50, 100 Jahren aufgestellt sein wird: demographisch, ökologisch, politisch, sozial, kulturell, wirtschaftlich?



Was die Gestaltung der Zukunft betrifft, sind wir also in einem Dilemma: Wir brauchen ein Wissen von ihr, können es aber nicht mit Sicherheit produzieren. Stattdessen müssen wir uns mit mehr oder weniger wahrscheinlichen Prognosen begnügen. Doch Prognosen beruhen immer auf Hoffnungen und Befürchtungen, Hypothesen und Annahmen, deren Eintreten alles andere als sicher ist.

Philosophen und Historiker, Sozial- und Kulturwissenschaftler haben sich seit Jahrhunderten Gedanken darüber gemacht, wie dieses Dilemma aufgelöst werden kann. So meinte der Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz schon vor 300 Jahren: »Die Gegenwart geht mit der Zukunft schwanger, was kommen wird, lässt sich im Vergangenen ablesen.« Diese Überzeugung teilen heute immer noch viele Wissenschaftler: Der Boom der Zukunftswissenschaft, der so genannten Futurologie, seit den 1960er-Jahren ist dafür ein deutlicher Beleg. Denken Sie nur zum Beispiel an das so genannte Weltmodell, das der Club of Rome 1972 in seiner Studie *Die Grenzen des Wachstums* vorgelegt hat. Es leitete langfristige Tendenzen zum demografischen Wachstum, zur Ernährungslage, zum Energieverbrauch und zur Umweltbelastung aus langen statistischen Reihen ab, deren Hochrechnung auf eine Katastrophe um 2030 hinauslief. Wir können selbst acht Jahre vor diesem Stichdatum noch nicht ausschließen, dass die Prognose tatsächlich eintreten wird.

Bei ihrem aufwändigen statistischen Verfahren gingen die Wissenschaftler um Dennis Meadows ebenso wie Leibniz davon aus, dass alle Ereignisse einen hinreichenden Grund haben, und dass wir deshalb, wenn wir die Gründe, das heißt unsere Gegenwart, kennen, auch mit Bestimmtheit voraussagen könnten, was kommen wird. Aber sie rechneten dabei nicht mit dem unvermeidbaren Auftreten von Zufällen, die eintreten, ohne dass sie irgendjemand voraussagen kann. Zwar lassen sich im Nachhinein immer Gründe namhaft machen, die das Eintreten solcher Zufälle erklären, aber diese Gründe sind kontingenter Art: Wie sich Zufälle in prognostischen Modellen berücksichtigen lassen, bleibt daher bis heute die Gretchenfrage aller Prognostik. Ich kann auf diese Problematik hier nicht näher eingehen, das würde uns vom Thema abführen, um das es hier geht. Aber in ihren Konsequenzen berührt sie den Kern unseres Problems mit der Zukunft.

## II.

Stellen wir stattdessen die Frage ein wenig anders: Wie viel Zukunft steckt in der Vergangenheit? Im konkreten Fall lässt sich das oft nicht sagen. Diejenigen, die im 19. Jahrhundert mit dem Ausbau der Kohleförderung die Ruhrregion zu einem europäischen Zentrum der Schwerindustrie gemacht haben, haben zwar nicht damit gerechnet, dass sich dieser Ausbau in alle Ewigkeit fortsetzen ließe. Aber sie haben sich auch nicht viele Gedanken darüber gemacht, was danach kommen wird. Die Zukunft nach dem Ende des Industriezeitalters war nicht ihr Thema, die postindustrielle Zeit lag nicht in ihrem Horizont.

Die Möglichkeiten, die in dem Ausbau der alten Industrien lagen, sind inzwischen längst ausgeschöpft. Deshalb lassen sich, so scheint es jedenfalls auf den ersten Blick, aus dieser Vergangenheit keine Perspektiven mehr für die Zukunft gewinnen. Aber näher betrachtet stimmt das nicht ganz. Denn der Blick zurück kann uns auf anderem Weg durchaus auch in die Gegenwart und Zukunft führen. Die schwerindustrielle Epoche hat nämlich ihre Spuren hinterlassen: kontaminierte Böden, unter den Grundwasserspiegel abgesenkte Oberflächen, riesige Abraumhalden, gigantische Mengen verrostender Industrieanlagen, Städte mit geringer Urbanität, ein zersiedelter Raum. Hinzu kommt eine heterogen zusammengesetzte Bevölkerung mit zum Teil niedrigem Bildungsniveau und lokal hoher Arbeitslosigkeit. All dies sind Folgewirkungen des Kohlezeitalters, und eben darin, in der Bewältigung dieser Folgelasten, liegt auch ein Potenzial für neue Zukunftsperspektiven.



“

**Nicht die Vergangenheit ist der feste Grund, aus dem sich die Zukunft ableiten lässt, sondern jede Gegenwarts- und Zukunftsperspektive entwirft ihr eigenes Bild von der Vergangenheit.**

”

Schauen wir hier nur einmal auf die kulturellen Reaktionen: Die IBA Emscher Park bereitete um die Jahrtausendwende mit Initiativen wie der Ruhrtriennale, der Route der Industriekultur und der Extraschicht: Nacht der Industriekultur den Weg zur kulturellen Erschließung der Ruhrregion. Das Jahr 2010 setzte – stellvertretend für das ganze Ruhrgebiet – mit der temporären Erhebung Essens zur Kulturhauptstadt Europas weitere Signale der regionalen Zusammengehörigkeit und der Erinnerung an die schwerindustrielle Signatur der Region. Weitere Großereignisse gleicher Art werden, so hoffen die Verantwortlichen, bald folgen.

Aber reicht all dies aus, um der Region eine neue Zukunft zu erschließen? Die Zukunft, so sahen wir, lässt sich nicht einfach durch Fortschreibung der Vergangenheit gewinnen. Auch nicht negativ durch Abkehr von deren veralteten Strukturen, wie viele Marxisten einst glaubten (Sie nannten das dann »dialektisch«). Was den Bau der Zukunft betrifft, müssen wir uns überhaupt von manchen Glaubenssätzen vergangener Zeiten verabschieden. Etwa dem Glauben mancher älterer Historiker, in der Rekonstruktion der Vergangenheit sei ein sicherer Boden für den Bau der Zukunft zu gewinnen. Das ist nicht der Fall, eher gilt anders herum: Nicht die Vergangenheit ist der feste Grund, aus dem sich die Zukunft ableiten lässt, sondern jede Gegenwarts- und Zukunftsperspektive entwirft ihr eigenes Bild von der Vergangenheit: Solange zum Beispiel die Schwerindustrie die Entwicklung der Ruhrregion bestimmte, sah auch die Geschichtsschreibung deren Entstehung aus den kleinen industriellen Unternehmungen des frühen 19. Jahrhunderts erwachsen. Seitdem die Schwerindustrie aber ihr Profil und ihre Stärke verloren hat, treten auch in der geschichtlichen Rekonstruktion der Vergangenheit andere, zum Teil viel ältere regionale Strukturen wieder in den Vordergrund: etwa das bis ins Mittelalter zurückreichende Fernstraßensystem, auch die Welt der Klöster und kirchlichen Stifte oder die in unserer Region herrschende religiöse Vielfalt und Toleranz im Reformationszeitalter.

Das Ruhrgebiet durchläuft deshalb gegenwärtig nicht nur einen rasanten Wandel seiner gegenwärtigen Struktur, sondern, so bizarr das auch klingen mag, gerade auch einen Wandel seiner Vergangenheit: Angesichts der schnellen Expansion der Bildungsinstitutionen rücken heute zum Beispiel deren Anfänge in den Technischen und Humanistischen Hochschulen seit dem 16. Jahrhundert in den Blick.

Der Aufschwung der Logistikindustrie lenkt den Blick auf das dichte Netz von Wasserstraßen, Eisenbahnen und Autofernstraßen, die zur Zeit der Industrialisierung angelegt wurden, künftig aber auch noch für ganz andere Transporte genutzt werden können als damals. Die lockere, von zahlreichen Grünflächen durchzogene Großstadtlandschaft hat ihren Ursprung in der planlosen Anlage von Schacht- und Industrieanlagen im 19. Jahrhundert. Heute bietet sie jedoch neue Chancen für den Aufbau einer ökologisch verträglichen Metropolregion. Das Bild von der Vergangenheit ist in Bewegung geraten, ein fester Halt für den Entwurf der Zukunft ist von den vielen, sich überlagernden und ablösenden Geschichtsbildern kaum zu erwarten.

Es wäre allerdings kurzschlüssig, diese Wandelbarkeit der Geschichtsbilder allein darauf zurückzuführen, dass die Geschichtsschreiber ihre Fahne opportunistisch nach dem politischen Wind ausrichten würden, der gerade weht. Vielmehr erweist sich, theoretisch gesprochen, jede Gegenwart als überkomplex, das heißt: Sie gibt unterschiedliche Lesarten frei – nicht nur der Gegenwart, sondern auch der Zukunft und der Vergangenheit. Verabschieden wir uns also von dem theoretischen Aberglauben, ein Blick auf die Vergangenheit könne uns Auskunft darüber geben, was uns in der Zukunft erwartet. Zukunft und Vergangenheit stehen in einem komplexeren Verhältnis zueinander, als es uns die alte Geschichtswissenschaft weißmachte.

Das heißt allerdings nicht, dass Vergangenheit und Zukunft gar nichts miteinander zu tun hätten. Nur ist die Art ihrer Beziehung zueinander komplizierter, als viele glauben: So sehen wir zum Beispiel, dass jeder Vergangenheitsentwurf den Zukunftsblick in eine bestimmte Richtung lenkt bzw., vorsichtiger formuliert, dass in ihm bestimmte Zukünfte ausgeschlossen werden, so wie auch umgekehrt jeder Zukunftsentwurf den Blick in eine bestimmte Vergangenheit lenkt. Wer dem Ruhrgebiet zum Beispiel in der Vergangenheit ein hohes Innovationspotenzial attestiert, wird dies potenziell auch im Blick auf die Zukunft tun. Wer auf die Umweltsünden der Vergangenheit hinweist, ruft implizit zugleich auch zu deren Heilung in der Zukunft auf. Und wer die zentrale Stellung des Ruhrgebiets im Netz der Fernstraßen zwischen Ost und West, Nord und Süd herausstreicht, lenkt den Blick auf die Möglichkeit, dass die Region diese Stellung auch in Zukunft bewahren könnte.





### III. Die Zeichen der Zeit

Was lässt sich daraus ableiten? Schon die antike Prophetie wusste, dass es in der Gegenwart Zeichen gibt, die auf das, was kommen wird, hinweisen: nicht gesetzmäßig zwingend, wie die älteren Sozialwissenschaften glaubten, aber die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen lenkend. Wir müssen sie nur richtig zu lesen wissen. Tatsächlich gibt es nämlich auch heute semantische Anzeichen, Normen und Kriterien in der Vergangenheit und Gegenwart, die Hinweise auf die Zukunft des Ruhrgebiets geben können. Wenn man sie systematischer als bisher erheben würde, könnten sie unser prognostisches Arsenal vermutlich durchaus bereichern: Ich denke an semantische Indikatoren der Zukunftsgestaltung wie die Normen des Umwelt- und Klimaschutzes, der Energieeffizienz und Nachhaltigkeit, der Gendergerechtigkeit, der Digitalisierung und andere mehr. Alle diese Kriterien werden, ebenso wie heute, vermutlich auch bei kommenden Wirtschaftsprojekten und Investitionsentscheidungen eine große Rolle spielen. Allerdings nicht zwingend und automatisch, sondern nur, wenn wir sie später dann auch beachten wollen, und wenn wir, wie jetzt im Ukraine-Krieg, flexibel auf neue Anforderungen reagieren. Keine Prognose, kein Zukunftsszenarium ist nämlich gefeit gegen die Einwirkung kontingenter Faktoren wie gegenwärtig etwa der Energieknappheit angesichts des russischen Gasboykotts. Zukunftsentwürfe stehen immer im Wettbewerb zueinander, und es genügen leichte Verschiebungen im Geflecht der Bedürfnisse, um scheinbar fest verankerte Grundsätze und Leitlinien der Politik zur Modifikation zu zwingen.

Wenn wir von der Zukunft sprechen, ist es zunächst immer die gegenwärtige Zukunft, die Zukunft, wie wir sie heute vor uns sehen. Was tatsächlich geschehen wird, also die zukünftige Gegenwart, ist damit aber noch keineswegs gesichert. Für alle Zukunftsvoraussagen ist es daher gut zu wissen, was wir wissen und was wir nicht wissen können: So können wir heute zum Beispiel gute Gründe dafür anführen, dass und in welchem Maß sich die Erde in den kommenden Jahren und Jahrzehnten erwärmen wird. Aber schwer vorzusagen ist, wie sich kommende Generationen in dieser erwärmten Welt einrichten werden.

Zurückliegende Erfahrungen mit der unbesehenen Übertragung vergangener Erfahrungen auf die Zukunft mahnen zur Vorsicht: Um 1900 etwa hielten Bevölkerungswissenschaftler eine Bevölkerungsgröße und -dichte für unerträglich, wie sie heute ganz selbstverständlich in Megacities wie Tokio bestehen. Damals beschrieben Demografen das Bevölkerungswachstum der Erde auch noch in Kategorien von »Rassen«, die heute als ideologische Konstrukte abgelehnt werden, und konnten sich Sorgen machen, dass die »weiße« gegenüber andersfarbigen »Rassen« in Zukunft numerisch ins Hintertreffen geraten könnte. Die Fehlerhaftigkeit solcher Prognosen liegt nicht so sehr in den Zahlen, als vielmehr in den Kategorien selbst, die später nicht mehr wie einst akzeptiert werden. Man sieht daraus: Was uns wichtig, was uns bedrohlich erscheint, verschiebt sich im Laufe der Zeit. Gleichwohl wäre es fatal, wenn wir uns, wie die Leugner des Klimawandels, in falscher Sicherheit wiegen würden.



“

**Das Ruhrgebiet durchläuft gegenwärtig nicht nur einen rasanten Wandel seiner Gegenwart und angenommenen Zukunft, sondern auch, so bizarr das auch klingen mag, gerade auch einen Wandel seiner Vergangenheit.**

”

#### **IV. Der latente Konflikt zwischen Zukunftsplanung und Vergangenheitskultur**

Doch zurück zum Ruhrgebiet: Zwischen Zukunftsplanung und Vergangenheitsaufarbeitung besteht – auch dies ist keine neue und auch keine nur für das Ruhrgebiet geltende Situation und Erkenntnis – eine latente Spannung, die immer wieder zu politischen Konflikten führen kann: Manchen Politikern und Wirtschaftsplanern erscheint eine zu starke Pflege der Vergangenheit in Gefahr zu stehen, über der nostalgischen Verklärung einer glorreichen Vergangenheit bestehende Chancen für die Zukunft zu verspielen. Sie empfinden den historischen Vergangenheitskult des Ruhrgebiets eher als Last denn als Hilfe bei der Gewinnung neuer Zukunftsperspektiven.

Sozialhistoriker liefern ihnen dazu sogar selbst, mitunter ungewollt, die nötige argumentative Munition: Die immer wieder zu hörende Betonung einstiger Solidarität unter den Bergleuten unter Tage, einer erfolgreichen Verschmelzung ethnisch und religiös unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen im »Schmelztiegel Ruhrgebiet«, des »Erfindergeists« der Region und ihrer Vorurteilslosigkeit gegenüber neuen Ideen – all dies sind gewiss Klischees. Doch wird man ihnen nicht damit gerecht, dass man nachweist, wie wenig sie der sozialen Realität tatsächlich entsprachen: Denn natürlich wollen sie auch das für die Zukunft erst beschwören, was sie als soziales Erbe der Region schon voraussetzten. Das ist zugegebenermaßen reinste Vergangenheitspolitik – nicht unerlaubt, aber eben doch tendenziös. Aber das heißt eben auch: Solche »Mythen«, die partielle, zeitgebundene Erfahrungen zu angeblich übergenerationellen »Eigenschaften« des Ruhrgebiets überhöht haben, sind ein unsicheres Zukunftspotenzial.

So verhält es sich auch mit anderen angeblichen Zukunftspotenzialen der Region: Auch die technischen Erfahrungen und Fähigkeiten industriell geschulter Bevölkerungsgruppen, in der Vergangenheit sicher ein starkes Pfund beim Ausbau der Schwerindustrie, lassen sich nur schwer über die Generationen hinweg tradieren, zumal wenn neue Bevölkerungsgruppen einwandern und die technischen Anforderungen sich rasch wandeln. Nicht zu viel Beschwörung vergangener Tugenden und Erinnerungen, lautet daher das Credo vieler Zukunftsplaner.

Dagegen verweisen Historiker, Sozial- und Kulturwissenschaftler gern auf die Vergangenheit als Ressource für die Zukunft: Eine geschichtsvergessene Region, so ihre Überzeugung, hat auch schlechte Karten bei der Gewinnung neuer Zukunftsperspektiven. Heimatliebe und regionaler Stolz, Lebensqualität und Geschichtsbewusstsein sind ja auch tatsächlich Standortfaktoren, die auch jede politische Wirtschaftsplanung im Blick behalten sollte. Bei der Entwicklung neuer Wirtschaftsstandorte, so hat auf dem Kongress »Industrielles Welterbe« auf Zollverein im vergangenen Oktober der schwedische Kunsthistoriker Christer Gustavsson an vielen skandinavischen Beispielen gezeigt, spielen Monumente des kulturellen Erbes, etwa alte Kirchen und Denkmale, eine bedeutende, sogar statistisch messbare Rolle. Das lässt sich auch im Ruhrgebiet beobachten: Die Tatsache, dass sich an das Ruhrgebiet Visionen eines neuen, besseren Lebens knüpfen, bewog viele seiner Bewohner in den wirtschaftsschwachen Jahrzehnten des ausgehenden 20. Jahrhunderts dazu nicht wegzuziehen, Wissenschaftler und Künstler dagegen umgekehrt, ins Ruhrgebiet zu kommen. Die Aufwertung alter Industrieanlagen zur »Industriekultur« zog Touristen an und setzte neue Maßstäbe in der Kunst. »Identität«, »Wir-Gefühl«, ein Bewusstsein der eigenen regionalen Besonderheit ist im Ruhrgebiet ein Standortfaktor. Das kann jeder täglich auf der A 40 erleben, wenn er auf den Brückenbögen Sprüche wie »Ich bin Europa« oder »Ich komm' aus wir« liest. Solche Standortfaktoren werden zwar gelegentlich überschätzt, ebenso leicht aber auch unterschätzt.



## V. Die Kunst der Zukunft als Entwicklungsressource

Schauen wir uns daher das Experiment einmal näher an, das die Region seit langem schon eingegangen ist: Es besteht darin, nach dem Niedergang der Kohleindustrie in den 1960er-Jahren die Zukunft selbst bewusst zur Ressource für den Wiederaufbau der Region zu machen. Die Idee und das Vorbild dafür lieferte die Bauhausbewegung nach dem Ersten Weltkrieg, genau genommen sogar schon die Werkbundbewegung der Vorkriegsjahre: Mit ihrem Programm, durch ein neues Industriedesign den Verkauf deutscher Industrieprodukte zu fördern, setzte sie den Ton für eine enge Zusammenarbeit von Kunst und Industrie. Nicht nur in Deutschland lautete das neue Credo: Was wie ein Produkt der Zukunft aussieht, etwa ein Auto in Stromlinienform, wird auch mehr verkauft. Klare Bauformen und neue Baumaterialien, wie sie im Ruhrgebiet zuerst Peter Behrens im AEG-Verwaltungsbau in Gelsenkirchen, Schupp und Kremmer 1929 in der Zeche Zollverein verwendeten, enthielten seither ein Zukunftsversprechen, das bald auch international stark bewundert und nachgeahmt wurde.

Dazu muss man sich allerdings von der latenten Missachtung der Kunst als »Ästhetisierung« der Vergangenheit im Sinne ihrer Entpolitisierung oder Entmachtung verabschieden, wie sie in der deutschen Sozialgeschichte lange Zeit Mode war. Schönheit, so will ich prononciert dagegensetzen, ist auch kondensierte Erfahrung, zur Form geronnene Lebensgeschichte. Das zeigt gerade der Blick auf die Industriekultur des Ruhrgebiets. Und mehr noch: Sie kann auch ein Versprechen für eine bessere Zukunft in sich bergen, ein Versprechen, das es einzulösen gilt. In diesem Sinn wurde hier in den 1970er-Jahren Kunst als Motor der industriellen Entwicklung entdeckt: Der Verfasser der Studie »Industriekultur« von 1979, der Kunsthistoriker Tilmann Buddensieg, Städtebauminister Christoph Zöpel und der Geschäftsführer der Internationalen Bauausstellung Emscher Park Karl Ganser gehörten zu den einflussreichsten Vertretern dieser Zukunftsstrategie. Sie hat die Industriekultur zur Erfolgsmarke für eine neue Identität des Ruhrgebiets erhoben – und das hält bis heute an, wie Initiativen wie »Futur 21«, die Ausstellungsserie der Industriemuseen des Landes NRW, zeigen.

Der Charme dieser Initiativen liegt darin, dass sie in der Zurschaustellung von modernen Kunstwerken mit einer eigenen Kunstsprache den Vorblick auf eine Zukunft eröffnen, die selbst noch gar nicht konkret vorausgesagt werden kann. Die Kunstwerke dienen gewissermaßen als Platzhalter für Kommendes, das wir noch nicht kennen können. Nur ihr Aussehen scheint schon bekannt, ihr Design, mit dem sich die Erwartung eines bestimmten Lebensgefühls verbindet. Das ist die Botschaft, die die Landmarken auf den Halden des

nördlichen Ruhrgebiets heute ebenso aussenden wie der Welterbebau auf Zollverein vom Ende der 1920er-Jahre.

Zugegeben, es ist ein riskanter Weg, der auch häufig kritisch gesehen wird: Früher konnte es so aussehen, als wolle sich die Region mit ihrer Kulturpolitik gewissermaßen wie Münchhausen am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen. Heute fragen sich viele: Ist das Projekt »Industriekultur« nicht ein Generationsprojekt, das seine Funktion und Attraktivität verliert, sobald die Generation abtritt, die den Beginn des Strukturwandels selbst noch durchlebt und durchlitten hat? Solche Anfragen sind ernst zu nehmen, sie sprechen jedoch nicht gegen die weitere Nutzung der Zukunft als Ressource: Neue Zukunftsentwürfe, so beobachten wir schon jetzt, wie gegenwärtig die einer »grünen Metropole«, lösen die alten, verbrauchten Visionen ab.

Auch das hat im Ruhrgebiet Tradition. Die Region hat schon viele Zukünfte durchlaufen: von der »Waffenschmiede« des Deutschen Reiches im Ersten Weltkrieg über die Vision einer europäischen Metropole in den 1920er-Jahren, bis hin zum »Motor« des Wiederaufbaus Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg, bevor sie in den 1960er-Jahren den schlechten Ruf einer Dreckschleuder, als Symbol für die Umweltsünden des Industriezeitalters erlangte. All das ist lange vorbei. Doch lässt sich so viel zumindest festhalten: Das Ruhrgebiet hat schon viele Zukünfte durchlaufen, und es ist damit nicht schlecht gefahren. Ihr Scheitern hat ihm nicht geschadet, im Gegenteil: Jeder Aufbruch hat ihm eine Zeit lang neue Kraft gegeben, Kraft zum Wandel und Kraft zum erneuten Aufbruch in eine neue Zukunft. So wird es wohl auch bleiben.

Für den latenten Konflikt zwischen Zukunftsplanern und Vergangenheitskonstruktoren gilt deshalb: Beide müssen sich nicht misstrauen oder einander gar bekämpfen. Denn letztlich ziehen sie am selben Seil: Sie wollen die Region voranbringen und Neues gestalten. Dabei sollten sie nur beachten: Die Planung braucht Raum für Neues, für noch nicht begangene Wege. Doch die Aufarbeitung der Vergangenheit kann ihr dabei behilflich sein, wenn sie Entwicklungspotenziale herausarbeitet, die der Region relative Vorteile im Wettbewerb der Wirtschaftsstandorte verleihen. Das ist eine uralte Weisheit des Wirtschaftsliberalismus, die hier nur auf neue, bislang wenig beachtete Faktoren ausgeweitet wird.



**Prof. Dr. Lucian Hölscher** ist Historiker und lehrte bis 2014 an der Ruhr-Universität Bochum auf dem Lehrstuhl für Neuere Geschichte und Theorie der Geschichte. Als Zukunftsforscher beschäftigt er sich mit der Theorie der historischen Zeiten, der Zukunftsgeschichte sowie mit der Geschichte und Methodologie der Geschichtswissenschaft selbst.



A woman with long, wavy brown hair, wearing a dark, vertically striped, long-sleeved dress and black tights, stands in a room with peeling plaster and exposed brick walls. She is looking towards the camera with a slight smile. The room appears to be in a state of disrepair, with large sections of the white plaster missing, revealing the red brick underneath. The lighting is dramatic, casting a shadow of the woman onto the wall behind her.

# Nostalgie & Ausbeutung

Impuls 2:  
Anna Mayr

Alles ist kaputt. Die Fische in der Oder schwimmen mit dem Bauch nach oben. Die Ökosysteme von Seen kippen um, von Spanien bis Berlin. Die Wiesen in Brandenburg und Bayern sind vertrocknet, gelb, der Boden kann Wasser nicht mehr aufnehmen. Gletscher schmelzen. Insekten sieht man kaum noch. Die Bäume vertrocknen im Wald. Wenn sie noch vertrocknen können. Wenn sie nicht verbrannt sind oder zerstört.

Im Harz hat der Borkenkäfer alle Fichten aufgefressen. Monokulturen, gepflanzt vor 70 oder 170 Jahren, nachdem man den Ur-Wald, der dort stand, abgeholzt hatte.»Wenn ein harter Winter käme«, sagte ein Förster zu mir, den ich im Harz traf, wenn wir »drei Wochen lang unter zehn Grad hätten, dann wären wir den Käfer los.« Die Insekten würden erfrieren, der Wald könnte sich erholen. Aber solche Winter gibt es nicht mehr.



Die Klimakrise ist real. Sie ist größer als alle anderen Krisen, die wir kennen, denn sie bedingt alle anderen Krisen. Auch die ökonomischen. Es gäbe keine Pandemien, wenn wir Tieren ihren Lebensraum gelassen hätten. Es gäbe keine Gaspreisschwankungen, wenn die Menschheit sich besseren Wissens dagegen entschieden hätte, fossile Stoffe aus dem Boden zu holen und sie als »Energieträger« zu bezeichnen. Doch weder in der Bevölkerung noch in der Politik gibt es eine angemessene Antwort darauf. In 50, 60 Jahren werden meine Kinder bereits damit zu tun haben, Klimaflüchtlinge aufzunehmen, zumindest wenn wir Europa nicht einmauern. Viele Entwicklungen sind nicht mehr zurückzudrehen. Neulich, an einer Haustür in Hamburg, sagte mir eine Frau, sie sei froh, mit Blick auf die Klimakrise, nicht mehr jung zu sein. Ein anderer Leser schrieb mir, er habe ein schlechtes Gewissen seinem Enkel gegenüber. Aber 2050 werde er, der Leser, zum Glück bereits tot sein, dann müsse er dem Kind nicht mehr Rede und Antwort stehen.

Leute sehnen sich also nach dem Tod, um sich nicht mit ihrem CO<sub>2</sub>-Budget auseinandersetzen zu müssen. Für mich fühlt sich das vollkommen absurd an. Denn ein schönes Leben, ein Leben mit möglichst wenig Leid für möglichst viele Menschen, sollte doch das Ziel von Politik sein. Das Ziel von Demokratie. Das Thema von Kunst und Kultur. Aber niemand verhält sich der Situation angemessen. Die Leute warten auf die nächste apokalyptische Nachricht.

Warum redet die Frau jetzt von der Klimakrise? Fragen Sie sich vielleicht. Wir sind schließlich hierher gekommen, um uns zu berauschen an der Dialektik von Vergangenheit und Zukunft. An der Zukunft des Ruhrgebiets, am Aufschwung. An allem, was besser werden kann, als es jetzt ist. Um Geschichten zu hören, die Mut machen, Ideen für die Perspektiven der Region. Und ich hätte Ihnen hier natürlich erzählen können, dass ich das Steigerlied singen kann, dass ich die Bergbaumehrfamilienhausarchitektur liebe, die Wäschestangen in den Gärten. Dass ich viele Freunde haben, die hier ihre Zukunft sehen, und dass ich mich in dieser Region wohlfühle, die ein gemeinsames Projekt hatte, über so lange Zeit, das alle immer noch verbindet. Eine Region, die nun ein neues Projekt hat, nämlich den Strukturwandel, die Kultur, die allen zugänglich werden sollte.

Aber wissen Sie was? Ich kann das nicht mehr. Ich halte es nicht mehr aus. Meine Geduld für Nostalgie ist aufgebraucht. Und ich würde mich zu der Behauptung hinreißen lassen, dass das Steigerlied vor allem dazu gedacht war, die Massen ruhig zu stellen. Ihnen eine Identität zu geben, eine Melodie. Damit sie nicht merken, dass sie eigentlich benutzt werden, ausgebeutet. Genau so wie Kinder auf Schulausflügen *Meine Oma fährt im Hühnerstall Motorrad* singen, damit sie nicht merken, wie langweilig die Busfahrt ist.

80 Prozent der Weltbevölkerung – vielleicht wissen Sie das längst, aber ich sage es Ihnen noch mal – lebt innerhalb der eigenen planetaren Grenzen. Das heißt: Sie essen und wohnen und konsumieren so, dass ein Planet genug wäre, um ihre Bedürfnisse zu decken. Eine andere Zahl ist diese: Zehn Prozent der Weltbevölkerung sind für 50 Prozent aller Emissionen verantwortlich. Sie konsumieren so, dass es vier bis 14 Planeten bräuchte, um ihren CO<sub>2</sub>-Ausstoß zu absorbieren. Diese zehn Prozent werden in ein paar Jahrzehnten, im besten Fall Jahrhunderten, wenn unsere Zivilisation das Zwei-Grad-Ziel verfehlt hat, für den Tod der anderen verantwortlich sein. Weil sie nicht bereit waren, sich selbst zu hinterfragen. Ihre Lebensweise zu hinterfragen. Auch zu hinterfragen, wie sie gelebt haben.



Und alle tun so, als wäre das *normal*. Alle, die sich Sachbücher kaufen könnten und Zeitungen, in denen ja regelmäßig steht, was unsere Lebensweise anrichtet. Die nach der Arbeit genug Zeit hätten, um Dokumentationen zu schauen und sich zu bilden über den Stand der Dinge. Wenn man nur ein schnödes Sachbuch gelesen, nur ein Youtubevideo geschaut hat, dann muss es einem doch wahnsinnig schwer fallen, über die Industrie zu sprechen, ohne die ganze Zeit an die Zerstörung zu denken, die sie angerichtet hat.

Der Kontext dieser – von mir ja auch innig geliebten – Region hat sich in den vergangenen Jahren vollkommen geändert. In den vergangenen zwölf Jahren, seit dem Jahr der Kulturhauptstadt, ist ein Versprechen vielfach gebrochen worden; nämlich das Versprechen, dass das Zusammenspiel von Marktwirtschaft und Demokratie zu allgemeinem Wohlstand und zu Fortschritt führt. Und speziell auf das Ruhrgebiet bezogen: Das Versprechen, dass die Industriekultur das Leben der Menschen im Allgemeinen schöner macht wird, nachdem die Industrie ihnen ihre Kraft genommen hat, ihre Lebensjahre genommen hat und die Natur zerstört hat, die eigentlich um sie herum hätte sein müssen.

Diese Region – so wird es mir immer wieder gesagt – hat Deutschland stark gemacht. Ohne den Bergbau hätten wir alle nichts! Ohne die Kohle, ohne den Stahl! Wir würden in Hütten leben, würden frieren und an diversen, immer noch unheilbaren Krankheiten sterben.

Lieben Sie Wohlstand nicht? Sind Sie nicht heilfroh, dass Sie gestern in einem ICE hergekommen sind, der beheizt war? Fliegen Sie nicht gerne nach Spanien oder nach Südfrankreich in den Urlaub? All das gäbe es nicht, ohne den Wohlstand und den Fortschritt, den die Bergleute aus dem Boden geholt haben, und der sich über diese Gesellschaft verteilte wie ein sanfter, heilsamer Nieselregen. Diese Region, so höre ich es immer wieder, vor allem von SPD-Politiker\*Innen, hat Deutschland stark gemacht.

Es gibt ein Lied von den *Shitlers* – das ist eine Punk-Band aus Bochum-Hamme –, an das ich oft denken muss. Das Lied heißt *Uwe* und eine Zeile ist: »Uwe, du bist ein Guter, aber ich glaube, du wurdest teilweise verarscht.« Das ist so ziemlich das, was ich über diese Region denke. Die Leute hier wurden teilweise verarscht, und zwar aus unterschiedlichsten Richtungen. Sie glaubten, einen tollen, ehrbaren Beruf gefunden zu haben in der Industrie, starben dann aber leider mit 60 an Lungenkrankheiten. Sie glaubten, etwas für den Wohlstand der Gesellschaft zu tun. Aber ihre Kindeskiner und deren Kinder leben in zerfallenen Innenstädten zwischen Einkaufszentren, während der Wohlstand, den ihre Vorfahren erarbeitet haben, irgendwo an den Finanzmärkten ist, oder in Stadtvillen der Enkelkinder der Fabrikbesitzer steckt. Sie glaubten an ein Mantra, das ich neulich bei einer Reise durch eine ostdeutsche, ehemalige Bergbauregion als Inschrift über einem Rathaus gelesen habe: »Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis.« Aber die Arbeit der Menschen in Bottrop, in Eisleben oder Staßfurt diente nicht ihnen selbst. Sie diente vor allem denjenigen, die ihnen winzige Löhne zahlten. So winzig übrigens, dass die Ehefrauen Landwirtschaft betreiben mussten, um die Familien zu ernähren. Dieser Landwirtschaft wird nur nirgends gedacht. Dieser Landwirtschaft werden keine Denkmäler errichtet. Denn sie diente nur den Familien selbst, keinem fernen Arbeitgeber, und galt damit als wertlos.

“

**Wenn Industriekultur nichts will außer schön sein, nichts außer immer wieder die gleichen Narrative beschmücken, warum heißt sie dann nicht Industrie-Dekoration?**

”





Wenn ich heute durch Dortmund fahre, durch Essen oder Wattenscheid oder Hamm, dann denke ich, dass man schon hinterfragen muss, ob sich das alles gelohnt hat. Ob es nicht eine Aufarbeitung bräuchte, eine ganz neue Betrachtung dessen, was hier jahrzehntelang passiert ist.

Denn nirgendwo sieht man es besser als hier. Es ist eine Lüge, dass die demokratisch eingehegte Marktwirtschaft zu einer Verbesserung der Lebensqualität aller führt. Die Lebenserwartung in Europa ist zwar gestiegen in den letzten Jahrhunderten. Aber das lag an der Demokratie. An Politik und Aktivismus. Die Trennung der Leitungen von Frischwasser und Abwasser etwa sorgte für einen großen Sprung in der Lebenserwartung. Aber das war kein privatwirtschaftliches Projekt. Sondern es wurde politisch forciert. Als Autos massentauglich wurden, starben in Deutschland jedes Jahr 20.000 Menschen bei Unfällen. Eine Kleinstadt also. Es gab zwar recht früh die Erfindung der Anschnallgurte, aber die Hersteller hatten keine Lust, die Gurte zu verbauen, und sie wurden erst zehn Jahre nach der Erfindung dazu verpflichtet.

Anfang des 20. Jahrhunderts wurde ein Pressluftbohrer für Unter Tage erfunden. Damit ließen sich Rohstoffe leichter abbauen, aber es entstand auch mehr Staub. Dass das ein Gesundheitsrisiko ist, wusste man bereits in den 1920er-Jahren. Aber erst 1929 kam die Staublunge in der Berufskrankheitenverordnung vor, und nur die letzte, schwerste Stufe der Erkrankung berechnete die Leistungen der Versicherungen. Wer schlecht atmen konnte, war noch nicht krank genug. Erst in den 1950er-Jahren gab es eine neue Berufskrankheitenverordnung, die es auch Menschen mit weniger schweren Staublungen ermöglichte, eine Rente zu bekommen. 50.000 Personen waren es, bis in die 1970er-Jahre. Und das kann nur die Spitze des Eisbergs dieser Krankheit sein.

Wohlstand ist kein Nieselregen. Wohlstand konzentriert sich auf einige wenige Menschen, auf einen kleinen Teil der Bevölkerung in einem noch kleineren Teil der Welt. Der Rest ist damit beschäftigt, diesen Wohlstand zu erarbeiten. Der Rest leidet am Ende daran, dass der Wohlstand Nebenkosten hat.

Bitte sagen Sie jetzt nichts über China. Das ist nämlich eine sehr beliebte Reaktion. Einer sagt, dass die Marktwirtschaft zu Leid führt, und ein anderer antwortet: Dann geh doch nach drüben, zu den Kommunisten! Dabei sieht man in China einfach nur den Beweis dafür, dass Marktwirtschaft ohne Demokratie noch besser funktioniert. Viel effizienter. China, und wenn man möchte auch Russland, sind keine Beispiele für die Schrecken des real existierenden Sozialismus, sondern viel eher Beispiele für den Schrecken, den die Abwesenheit von Demokratie erzeugt. Jede Umverteilung, jede Verbesserung im Leben der Arbeiterklasse, ist aus Demokratie entstanden, aus Mitbestimmung und Arbeitskampf.

“

**Meine Geduld  
für Nostalgie  
ist aufgebraucht.**

”

ANNA MAYR

“

**Wenn ich heute durch Dortmund fahre, durch Essen oder Wattenscheid oder Hamm, dann denke ich, dass man schon hinterfragen muss, ob sich das alles gelohnt hat. Ob es nicht eine Aufarbeitung bräuchte, eine ganz neue Betrachtung dessen, was hier jahrzehntelang passiert ist.**

”

Als das Ruhrgebiet 2010 Kulturhauptstadt wurde, war ich 16 Jahre alt. Die Jugendkunstschule, wo ich in einer Theatergruppe spielte, bekam ein bisschen Geld, um damit irgendein Projekt zu verwirklichen. Das war nett. Es war auch nett, dass draußen im Garten der Schule eine Bühne gebaut wurde, ein Rondell, wo man im Sommer sitzen kann. Und in den Jahren, die ich dort verbrachte, gab es immer mal wieder ein paar Fördermittel, um die Einrichtung zu renovieren oder das Drumherum. Aber in Anbetracht der Armut, die es im Ruhrgebiet immer noch gibt, in Anbetracht dessen, dass eigentlich nur Akademikerkinder in dieser Theatergruppe waren, muss ich sagen, dass nichts dadurch wieder gut gemacht wurde. Es ist leicht, für einen Tag die A40 zu sperren und ein paar Clowns dort Tricks aufführen zu lassen. Das ändert nichts daran, dass die Leute, die an der A40 leben, an dem Dreck krepieren, der durch ihre Fenster reinkommt. Es ändert ebenfalls nichts daran, dass irgendwo weit weg Autokraten profitieren, weil die Deutschen das Benzinverbrennen zur Kulturtechnik haben werden lassen.

Es gibt im investigativen Journalismus eine Regel, die ich sehr mag. Vielleicht ist es auch eher ein Ausspruch. Man sagt: »Follow the money«, wenn einem etwas komisch vorkommt. Was bedeutet: In fast jeder Situation gibt es jemanden, der finanziell vom Status quo profitiert. Wenn man sich also fragt, warum die Dinge so sind, wie sie sind, dann muss man sich anschauen, wer daran verdient. Das gilt auch für Erinnerung und für Kultur. Wer profitiert davon, dass wir den Abbau von Kohle und die Produktion von Stahl weiterhin als Aufstiegs-geschichte dieser Region verstehen – und nicht als Anfang vom Ende unserer Zivilisation? Wer profitiert davon, dass es nun staatlich finanzierte Förderprogramme für Lichtkunstinstallationen in ehemaligen Zechen gibt? Wer profitiert von den Stadtschreiberstipendien, von den Forschungsförderungen, von den Kulturkonferenzen?

Ein paar Künstler und Wissenschaftler, mit Sicherheit. Aber vor allem profitieren diejenigen, die ihre Spuren verwischen wollen. Diejenigen, die das Geld aus dieser Region gezogen haben, diejenigen, für die die Arbeiter nur Material waren, keine Personen. Wenn man fragen würde, wo das Geld heute ist, der Wohlstand, den die Menschen hier hart erarbeitet haben, dann würden viele der Arbeiter\*innen mit Sicherheit ein Ungerechtigkeitsgefühl empfinden. Weil ihre Fenster nicht isoliert sind, während anderswo jemand auf einer Yacht sitzt und Häppchen snackt.

Verstehen Sie mich bloß nicht falsch. Kein Kohlekumpel muss sich dafür schämen, Kohle aus der Erde geholt zu haben. Kein Arbeiter ist Schuld daran, dass diese Region da steht, wo sie steht. Aber die Zeiten, in denen naiver, industrieller Stolz angebracht oder akzeptabel war, die sind vorbei. Die Zeiten, wo man einen Zechenturm anleuchten konnte und Eintritt dafür nehmen, sollten auch vorbei sein. Wofür gibt es Industriekultur, wenn sie die Dinge nur darstellt, nicht aber hinterfragt?

Auf der Website der Zeche Zollern, also dem Ort, an dem wir uns heute befinden, heißt es: »Die Zeche Zollern in Dortmund gehört zu den schönsten Zeugnissen der industriellen Vergangenheit in Deutschland.« Und weiter: »... folgen Sie dem Weg der Kohle und tauchen Sie ein in eine Welt harter Arbeit unter Tage.« Ich bin ehrlich zu Ihnen: Ich will in diese Welt nicht eintauchen, genau so wenig wie ich heute in die Welt derjenigen eintauchen wollen würde, die für den Anbau von Nutztierfutter den Regenwald abholzen lassen. Aber dieser Kontext fehlt. Ich denke manchmal, dass wir alle im Kino sitzen, vor einer großen Leinwand, auf der ein Film über die Industrie läuft, aber wir betrachten nur einen kleinen Ausschnitt der Leinwand, der uns gut gefällt. Das Drumherum ist uns zu komplex.



Viele Entscheiderinnen und Entscheider, nicht nur im Ruhrgebiet, leiden an so etwas wie einer Status-quo-Krankheit. Sie wissen genau, dass die Zukunft aus der Summe ihrer Entscheidungen besteht. Sie wissen, dass sie bessere und schlechtere Entscheidungen treffen können, dass sie die Gegenwart beeinflussen können. Dass Politik dafür sorgen kann, dass es Menschen weniger dreckig geht. Aber es ist diesen Entscheiderinnen und Entscheidern – zumindest in Gesprächen mit mir – unmöglich, die Vergangenheit ebenfalls als eine Summe von Entscheidungen zu begreifen. Die Vergangenheit, so höre ich es oft, musste genau so verlaufen. Die Kohle musste ausgebuddelt werden, der Stahl musste produziert werden, die Männer mussten in die Bergwerke fahren, die Natur musste zerstört werden, die Städte mussten autofreundlich sein. Und danach mussten – in besserem Wissen, mit mehr Wohlstand – die Flüsse renaturiert werden, die Luft gereinigt, der Wald neu gepflanzt, die Arbeitslosen mit ein paar Euro über den Tag gebracht, deren Kinder auf architektonisch deprimierende Universitäten geschickt, eine postmoderne Statue vor jedes öffentliche Gebäude gestellt. Es muss so sein. Es musste so sein. Das kann man sich immer wieder aufsagen, um jede Wut zu beruhigen, jedes Fünkchen Trauer oder Zweifel zu stillen. Es muss so sein. Es musste so sein.

Man muss aber Vergangenheit und Gegenwart unabhängig voneinander kritisieren können. Dass die Bergmänner ausgebeutet wurden, ist wahr. Dass sie stolz auf ihre Arbeit waren und sich zusammentaten, um für bessere Arbeitsbedingungen zu kämpfen, ändert daran nichts. Dass die Industrie die Umwelt ruiniert, ist wahr. Dass sie Menschen Sicherheit gibt in einer Marktwirtschaft, die dem Einzelnen suggeriert, er würde nur durch Leistung wertvoll, ändert daran nichts. Man kann eine beschissene Kindheit gehabt haben und trotzdem den Menschen, der man nun geworden ist, gut finden. Das macht die Kindheit nicht weniger beschissen. Man kann das Leben lieben, das man hat, und trotzdem anerkennen, dass es anderen schadet. Man darf von einer anderen Vergangenheit träumen, ohne dadurch die Dinge zu negieren, die in der Gegenwart gut sind.

Das erste Elektroauto wurde vor dem ersten Benziner erfunden. Es war ein Dreirad, der Erfinder hieß Gustave Trouvé, und er erzeugte einen E-Auto-Boom. Um New York herum entstand eine Elektroautoindustrie, es gab mehr als 20 Hersteller, um 1900 waren in den USA 38 Prozent aller Fahrzeuge elektrisch, 40 Prozent mit Dampfkraft betrieben, 22 Prozent nur hatten einen Verbrennungsmotor. Das erste Automobil, das schneller als 100 Kilometer pro Stunde fuhr, war ein Elektroauto. Doch der E-Auto-Boom endete, weil zwei Dinge zusammenfielen: Ein elektrischer Anzünder für Verbrennungsmotoren wurde entwickelt, was dafür sorgte, dass sie leichter zu bedienen waren. Und der Ölpreis war gering. Öl-Raffinerien hatten ein großes Interesse daran, Autos nicht mit Strom, sondern mit Benzin betrieben zu sehen. In Deutschland könnte man großzügig sagen, dass es zudem an gesetzgeberischer Unfähigkeit lag, dass die E-Autos verschwanden. Im Jahr 1955 verabschiedete der Bundestag das »Verkehrsfinanzgesetz«, das die Steuerlast für Kraftfahrzeuge erhöhte, um das gestiegene Verkehrsaufkommen einzuhegen. Eine steuerliche Neuerung hatte zur Folge, dass sich der Betrieb von Elektro-Lkw und Elektro-Post-Paketwagen nicht mehr lohnte.

Also, noch mal zur Industriekultur: Für wen tun wir das eigentlich? Für wen halte ich diese Keynote? Für wen gibt es dieses Museum hier? Machen Orte wie diese die Welt gerechter? Sollte nicht das Geld, das in den Museen steckt, in den Künstlerstipendien, in der Energie für beleuchtete Zechentürme, lieber in die Renovierung von Plattenbauten in Bochum-Hamme gehen? Kunst ist wichtig im Alltag, ja, aber wie oft gehen die Kinder aus der Dortmunder Nordstadt in ein Zechenmuseum, und was sollen sie dort lernen? Dass es normal ist, unter Arbeit zu leiden? Wollen Kinder nicht sowieso lieber in einen Park gehen oder auf den Spielplatz? Wenn Industriekultur nichts will außer schön sein, nichts außer immer wieder die gleichen Narrative schmücken, warum heißt sie dann nicht Industrie-Dekoration?

Glück auf!

**Anna Mayr** ist im Ruhrgebiet aufgewachsen und heute Redakteurin bei der Wochenzeitung Die Zeit. Sie wurde für Ihre Recherchen zur Alten Apotheke in Bottrop mit dem Correctiv für den Nannenpreis 2018 nominiert. Als Autorin schreibt sie insbesondere über den Status von Armut, Erwerbslosigkeit und Geld in unserer Gesellschaft.







# **Zukunfts- perspektiven für das industrielle Erbe**

**Diskussion:  
Stefan Berger, Heinrich Theodor Grütter,  
Lucian Hölscher, Anna Mayr, Susanne Nawrath**



Hat die Industriekultur als Leitkultur des Ruhrgebiets ausgedient? Oder fungiert sie nach wie vor, wie Prof. Dr. Stefan Berger, Direktor des Instituts für soziale Bewegungen, es formulierte, als identitätsstiftender »Anker«. Und wenn ja, hindert nicht vielleicht genau der das Ruhrgebiet am Aufbau einer neuen Zukunft? Wie werden aus Denkmalen

Mahnmale? Und warum braucht es diesen Wandel? Kontrovers diskutierte das Podium die Zukunftsperspektiven des industriellen Erbes und war sich dabei schlussendlich in einem Punkt doch sehr einig: Das Ruhrgebiet braucht neue Erzählungen. Und vielleicht auch solche, die rein gar nichts mit Industriekultur zu tun haben.







Erfolg, Wohlstand, Nahrung auf der einen Seite. Leid, Armut, Ausbeutung auf der anderen. Die Dialektik der Moderne ist hochkomplex – und findet gerade in einer Industrieregion wie dem Ruhrgebiet in all ihrer Widersprüchlichkeit hochverdichtet einen Ausdruck. Doch genau diese »Dialektik des Ruhrgebiets«, so Prof. Heinrich Theodor Grütter, Direktor des Ruhr Museums, werde nach wie vor zu selten diskutiert.

Welche Narrative also erzählen wir? Die heroischen, verklärenden? Jene von Eigennutz und Zerstörung? Welche Rolle kann und sollte Industriekultur hier übernehmen? Sicher ist: Die Einseitigkeit des Mythos' von Kohle und Stahl ist das Resultat bewusster Entscheidungen, die Berger eingrenzte auf jene »bestimmter Akteure, die die Bergbautradition in der Region schon immer sehr stark vorgehalten haben; das hat viel mit dem Strukturwandel zu tun, mit der Gründung erst der Ruhrkohle AG, später der RAG-Stiftung, auch mit der Politik, die viele Jahrzehnte von der Sozialdemokratie geprägt wurde.« Wie machtvoll letztlich diese Narrative waren und sind, zeigte für Grütter bereits ein einfacher Vergleich: »Die Steinkohle wurde 2018 heroisch verabschiedet. Die Braunkohle aber war damals schon der letzte Dreck.« Unterschiedliche Erzählungen begründen unterschiedliche Entwicklungen. »Und diese Mythen«, versicherte Grütter, »sind nicht unerheblich. Wir werden nie wieder größer. Warum fragt denn jeder, der herkommt: Kann man bei euch auch da runterfahren? Und die Tragik, dass jetzt nicht mehr runtergefahren wird, ist eine richtige touristische Enttäuschung.«

Und doch, darüber herrschte Einvernehmen auf dem Podium, sei es an der Zeit, diese Narrative aufzubrechen. Neue Erzählungen zu wagen, jenseits aller Nostalgie. »Die Heroisierung hat ihre Grenzen«, resümierte etwa Historiker Lucian Hölscher. Allerdings sei es bei aller berechtigten Kritik an der »Ästhetisierung« des industriellen Erbes zu einfach, im Sinne Anna Mayrs die Rolle der Industriekultur auf das Prinzip der Verdrängung zu reduzieren. »Monumente von unglaublicher Komplexität« würden so auf einen touristischen Blickwinkel verkürzt. »Denn dieselben Kunstwerke sind ja eben auch kondensierte Lebenserfahrung. Da geht auch das Leid ein. Es kann auf jeden Fall dort eingehen.« Und das sei keinesfalls von Nachteil: »Wir haben inzwischen Jahrzehnte einer sehr erfolgreichen Vermarktung von Leid in Deutschland. Und es ist längst der Beweis erbracht, dass man mit dem Aufrütteln solcher Erzählungen genauso den Markt bedient, vielleicht sogar noch besser, weil die Langeweile draußen bleibt, anders als bei den reinen Erfolgsgeschichten.«

Doch wo genau findet sich der industriekulturelle Anspruch hier wieder? Ist er bloß schöner Schein oder geht es doch um verantwortungsbewusste Geschichtskultur? Für Grütter war die Antwort klar: »Ich bin mir sicher, dass sich das kritische Paradigma im Ruhrgebiet zu 90 Prozent durchgesetzt hat.« Die Rolle der Arbeitnehmerschaft, die Leiden am Arbeitsplatz, all das »ist hier immer schon Thema gewesen; vieles allerdings – die Situation der Frauen etwa – zugegeben reichlich spät.«

Jedoch: Mehr geht immer, auch im Hinblick auf die Region als solche. Erste Themen, das klang auf dem Podium durchgehend an, sind bereits erfolgreich auf den Weg gebracht: Emscher-Renaturierung, Wasserstoff, die grüne Metropole Ruhr. Jetzt gelte es, auch das industrielle Erbe mit neuen Themen zu füllen. Grütter: »Warum ist auf Zollverein nicht längst eine große Photovoltaik-Anlage? Die Kokerei war über

100 Jahre eine Energiemaschine. Wir müssen die alten Orte permanent mit neuen Ideen bespielen, dann wird ein Schuh daraus.« Dann, so Berger in Anlehnung an den Impulsvortrag von Mayr, »ist Architektur auch mehr als Industriedekor«. Genau hier setze, das erläuterte Dr. Susanne Nawrath, Wissenschaftliche Ausstellungsleiterin am Klimahaus Bremerhaven, etwa die »Bremerhaven Declaration« an, die Museen bewusst in ihrer Rolle bei der Bewältigung der Klimakrise unterstützen wolle. Genau hierauf zielen die aktuelle, wissenschaftliche Ausstellung »Power2Change« von LWL und Klimahaus in der Henrichshütte Hattingen ab. Das Credo also lautet: Nicht bloß »schön«, sondern aufrüttelnd.

Den Wandel vom Denkmal zum Mahnmal konsequenter noch als bislang zu wagen, liege, resümierte Berger, schlussendlich in der Verantwortung einer Region, die als »wichtigste Supermacht der Industriekultur weltweit« wahrgenommen werde. Einer »Supermacht«, die den Strukturwandel »sozial eingebettet in einer Mischung aus sozialer Marktwirtschaft und Demokratie« gemeistert habe – und damit »erfolgreicher als das in vielen englischen oder nordamerikanischen Regionen der Fall war und ist«. Die Herausforderung bestehe darin, dass starke »Wir-Narrative, das im Strukturwandel ausgebildet wurde und über das wir die Zukunftsfähigkeit der Region beschworen haben«, aufzubrechen und zu erweitern. Historisierung und industriekulturelles Erbe hätten den Menschen in einer Zeit, als sich die Montanindustrie aufzulösen begann, einen »Anker« geliefert, Halt gegeben. »Nun müssen wir dieses Narrativ neu besetzen, Blindstellen füllen – jene ins Wir-Narrativ aufnehmen, die lange Zeit nicht dazugehört haben.« Auch für Hölscher der richtige Weg: »In geraumer Zeit wird sich entscheiden, ob Industriekultur so offen ist, dass sich auch Menschen mit ganz anderen Erfahrungen, anderen Eindrücken oder Desinteresse eingeladen fühlen.«

Für Mayr ein Problem und eine Herausforderung der Kultur an sich, die niemals alle Menschen erreichen könne, weil sie nicht in der Lage sei, »die Radikalität der Tatsachen« abzubilden, die Menschen im Alltag zu spüren bekämen. »Unsere Realität ist so absurd, dass die Kultur gar nicht hinterherkommt.« Industriekultur spreche die Menschen unzweifelhaft an: »Aber wenn ich so an mein Aufwachsen in der Region denke, muss ich sagen: Es gab ja auch sonst nichts. Also lassen Sie doch auch mal andere Sachen zu. Denn wenn es Leute nicht interessiert, was passiert, dann ist es vielleicht auch einfach nicht gut. Ich würde mir wünschen, dass es im Ruhrgebiet eben auch Räume für Kultur gibt, die überhaupt nichts mit Industrie zu tun haben.«

Nicht zuletzt, so ihr Fazit, sei die Bereitschaft gefordert, das »Wir-Narrativ« soweit zu erweitern, dass auch andere Identitäten als eine »Ruhrgebiets-Identität« Akzeptanz fänden: »Warum muss man von oben herab beschließen, was für eine Identität jemand aus Bottrop haben muss? Vielleicht will er nur Bottroper sein. Und er möchte ausschließlich lokale Bottroper Kultur genießen, die mit Bergbau nichts am Hut hat.«





**Frau Dr. Nawrath, Sie haben sich mit der Frage auseinandergesetzt, wie man vom Klimawissen zum Klimahandeln gelangt. Die Bremerhaven Declaration beschreibt die Rolle der Kultur und der Wissenschaftskommunikation in Bezug auf die internationalen nachhaltigen Entwicklungsziele. Wie können auch die Industriemuseen ihrer Rolle gerecht werden?**

**SN** Die Bremerhaven Declaration schließt alle Arten von Museen und Ausstellungshäusern ein, also auch Industriemuseen. Da die Industrialisierung der wichtigste Grund für die gefährliche Klimaerwärmung ist, sollte eine thematische Anknüpfung bei Industriemuseen eigentlich besonders leichtfallen. Als Naturwissenschaftlerin bin ich dafür keine Expertin, aber ich denke auch, zwischen den aktuell notwendigen Veränderungen in ihrem Umfang und ihrer Geschwindigkeit lassen sich Parallelen und Unterschiede zur Industrialisierung finden.

Im LWL-Industriemuseum habe ich außerdem eine enge Einbindung in das gesellschaftliche Umfeld beobachtet, die einen lebendigen Dialog erleichtert. Solch ein Dialog ist eine gute Grundlage für Projekte im Sinne der Bildung für Nachhaltige Entwicklung. Der Blick in die Vergangenheit der Industrialisierung in den Industriemuseen kann dabei Anregungen geben, über eine bessere, nachhaltige Zukunft nachzudenken.

Um die Glaubwürdigkeit im Umgang mit Nachhaltigkeitsthemen zu erhöhen, hilft es natürlich, im Haus einen Prozess zu initiieren, in dem auf Grundlage der Nachhaltigen Entwicklungsziele der Vereinten Nationen gemeinsam mit allen Mitarbeitenden Maßnahmen entwickelt werden, die für das spezifische Haus sinnvoll sind.

# 3

## Fragen an Susanne Nawrath

**In die Ausstellung Power2Change, die Sie kuratiert haben, sind weitere wissenschaftliche Institutionen und Unternehmen eingebunden worden. Aus dieser Erfahrung heraus – welche Potenziale bergen diese Kooperationen für die Zukunft der Industriekultur?**

**SN** Zum einen hatten wir eine enge Kooperation mit Forschungsinstituten, die an der Zukunft der Industrie forschen. Ein Vergleich der strukturellen Veränderungen in der Vergangenheit mit denen der Zukunft macht es den Besuchenden leichter, sich vorzustellen, dass solche Veränderungen in der Zukunft machbar sind.

Zum anderen ist die Ausstellung ja im Rahmen eines Forschungsprojektes entstanden, in dem die Wirkung der Ausstellung auf die Besuchenden in Abhängigkeit vom Umfeld des jeweiligen Standortes der Wanderausstellung untersucht wird. Die Ergebnisse, zumindest für den ersten Standort LWL-Industriemuseum Henrichshütte Hattingen, sind sicher auch für andere Industriemuseen interessant, die sich mit ähnlichen Themen auseinandersetzen wollen.

**Die Orte der Industriekultur sind bereits Orte der Transformation. Welche Potenziale für den notwendigen Wandel, der zwangsläufig auf alle zukommt (Mobilitäts- und Energiewende), sehen Sie für die kulturelle Arbeit in Zukunft?**

**SN** Es ist wichtig, die Menschen bei diesem Wandel mitzunehmen, zum Beispiel durch dialogische Programme und Veranstaltungen. Damit und mit einer historischen Einordnung des Wandlungsprozesses kann hoffentlich eine Akzeptanz unterstützt werden, die wiederum die notwendige Transformation erleichtert.



### **Bremerhaven Declaration**

Die »Bremerhavener Erklärung zur Rolle der Museen bei der Bewältigung der Klimakrise« wurde im September 2020 im Zuge der internationalen Fachtagung »How to...? Vom Klimawissen zum Klimahandeln« formuliert. Ihr Ziel: Museen aller Disziplinen dazu zu motivieren, sich mit der Klimakrise auseinanderzusetzen – und das sowohl über die jeweils hauseigenen Bildungs- und Ausbildungsangebote als auch über die Bereitschaft zu internationalen Kooperationen und das Bemühen, den eigenen CO<sub>2</sub>-Fußabdruck zu verringern. Basis bildet ein Zehn-Punkte-Programm, das auch die Politik explizit dazu auffordert, entsprechende Bestrebungen der Museen zu unterstützen.  
[klimahaus-bremerhaven.de/bremerhaven-declaration.html](https://klimahaus-bremerhaven.de/bremerhaven-declaration.html)

### **Power2Change**

Können wir aus CO<sub>2</sub> künftig klimaneutral Rohstoffe für Medikamente herstellen? Tanken Lkw, Schiffe oder Flugzeuge bald Wasserstoff oder E-Fuels? Wie kann grüner Strom flexibel hergestellt und transportiert werden? Das sind nur einige der Fragen, der »Power2Change: Mission Energiewende« nachgeht. Die Wanderausstellung wurde im Rahmen des Verbundprojekts »Wissenschaftskommunikation Energiewende« gemeinsam von Partner\*innen aus Forschung, dem Museumsbereich und der Wissenschaftskommunikation umgesetzt und zeigt in vier Themenbereichen auf, wie eine sichere, bezahlbare und klimaneutrale Versorgung mit Energie und Rohstoffen ohne Öl und Gas funktionieren kann. Für die Konzeption zeichnen das LWL-Industriemuseum und das Klimahaus Bremerhaven verantwortlich. Erste Station der Wanderausstellung war bis zum 11. Dezember 2022 die Henrichshütte Hattingen; es folgen das Klimahaus in Bremerhaven sowie fünf weitere Stationen in Deutschland. Die Ausstellung wird vom Bundesforschungsministerium gefördert.  
[power2change-energiewende.de](https://power2change-energiewende.de)



# **& Vom Bleiben & Verschwinden**

**Impuls 3:  
loekenfranke**





Die Filmemacher Michael Loeken und Ulrike Franke sind eingeladen worden einen Vortrag zu halten: *Vom Bleiben und Verschwinden – Filmische Langzeitbeobachtungen im Ruhrgebiet.* Im Publikum: Kulturschaffende, Planer\*innen, Wissenschaftler\*innen, Interessierte. Menschen, die einen großen Teil ihres Lebens mit Leidenschaft und Engagement der

Auseinandersetzung, der Entwicklung des Ruhrgebietes widmen. Die Pause ist gerade vorbei.

Der Vortrag beginnt.



Schnitt.

Schnitt. Wir verlassen das Industriemuseum Zeche Zollern, den Ort, wo einst Kohle gefördert, der Reichtum des Ruhrgebietes mit geschaffen wurde, wo bis 1945 Zwangsarbeiter\*innen arbeiten mussten; das Gebäude, das zum Erinnerungsort werden konnte. Wir verlassen den Grubenweg 5 in Dortmund und begeben uns nur fünf Kilometer weiter in südöstliche Richtung an die Sombornerstr. 84 in Bochum-Langendreer.

Schnitt. Wir betreten ein großes Gebäude – ein rotes Backsteingebäude aus den 1960er-Jahren, im Eingangsbereich hängt eine große Informationstafel: »Berufsausbildungswerkstatt« steht darauf – ansonsten ist die Tafel leer. In langen Gängen hängen Bilder von Autos, Werbeplakate, »Der neue Opel Zafira«, »Entdecke Opel«. Das Gebäude riecht nach Vergangenheit, nach Maschinenöl und es riecht nach frisch gekochtem Kohlrabi. Rechts ein großer gekachelter Raum, eine Kantine. Durch eine Durchreiche sehen wir in die Küche. Hier, in der Küche, bringt Uwe Speetzen Menschen mit

Migrationshintergrund bei, wie man in Deutschland Béchamelsoße kocht und Teller wäscht. Eine Etage höher steht Frau Dolgner vor einer Pflegepuppe. Sie bringt Menschen mit Migrationshintergrund bei, wie man das Laken eines pflegebedürftigen, bettlägerigen Menschen wechselt.

Wir befinden uns im QuAZ, dem Qualifizierungs- und Ausbildungszentrum für Menschen mit Migrationshintergrund. Zugewanderte, deren Muttersprache nicht Deutsch ist, werden hier in der ehemaligen Ausbildungswerkstatt von Opel für den (Wieder-) Einstieg in das Berufsleben qualifiziert.

Die Aufnahmen entstanden 2019 im Rahmen der Dreharbeiten zu unserem neuesten Dokumentarfilm WE ARE ALL DETROIT. Die Entscheidung, das Opelwerk in Bochum zu schließen, wurde in Detroit gefällt. Über sechs Jahre begleiten wir die Schicksale der beiden ehemaligen Autostädte Bochum und Detroit.



Schnitt. Zehn Jahre früher, selber Ort – selbiges rotes Backsteingebäude.

In einer großen Halle erklärt Achim Kranz seinen Auszubildenden, worauf es im Leben ankommt. Jerome, André, Sinan, Tim, Marius und Marcel. Jugendliche zwischen 16 und 19 Jahren, beginnen ihre Ausbildung zum Industriemechaniker im Bochumer Opel-Werk II.

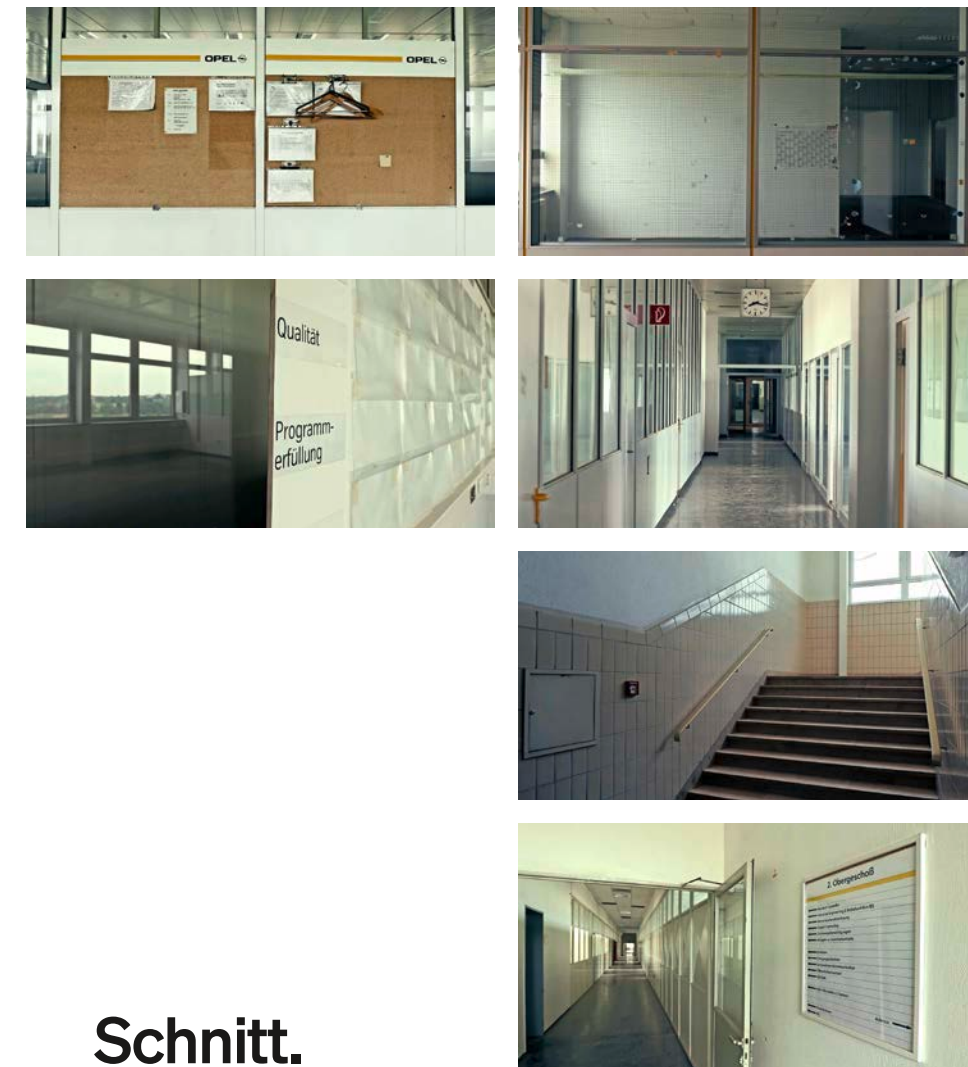
2009 haben wir für unseren Dokumentarfilm »Arbeit Heimat Opel« 1,5 Jahre lang Auszubildende in den Lehrwerkstätten von Opel begleitet, wie sie für eine Zukunft ausgebildet werden, die so in ihrer Selbstverständlichkeit und Unbeirrbarkeit nicht mehr existiert, was aber in den Träumen, Wünschen und Zukunftsplänen der Auszubildenden so noch nicht angekommen ist.

Es ist der gleiche Ort nur durch eine Zeitspanne von zehn Jahren voneinander getrennt. Was geschieht mit dem Ort, der über 50 Jahre lang für sichere Industriearbeit gesorgt hat? Mit den Maschinen, den Unterrichtsräumen, der Kantine? Wie ändern sich Gesichter, Sprachen, Gerüche und Klänge? An der Geschichte der Arbeit lassen sich beispielhaft die Entwicklungen und die Perspektiven der Städte ablesen, aber auch die Geschichten und Hoffnungen ihrer Einwohner. Die Bestimmungen von Orten ändern sich in der Regel, wenn sie ausgedient haben, oft, wenn sie keinen Mehrwert für die Gesellschaft mehr erwirtschaften.

Die Umwidmung und Transformation der Ausbildungswerkstatt von Opel zur Qualifizierungsmaßnahme des Arbeitsamtes folgt den Anforderungen des Marktes, denn der braucht nicht länger Mechatroniker, Industrie- oder Zerspanungsmechaniker für Autos produzierende Industrien, sondern Menschen, die die Jobs erledigen, die in Deutschland, in der westlichen Welt keiner machen möchte: HoGa – Hotel und Gaststätten, Logistik und Pflege. Dienstleistung statt Produktion.

Nicht mehr das Reparieren einer mechanischen Maschine wird gelehrt, sondern, wie man Teller wäscht und wie man sich verhält, wenn sich jemand eingekotet hat: »Man muss immer freundlich sein!«

## Schnitt.



## Schnitt.



Für den Film WE ARE ALL DETROIT haben wir mehrere Wochen im QuAZ gedreht, das Material ist aber nicht Bestandteil des Filmes geworden, es ist unveröffentlichtes Material geblieben – bisher. Welche Bilder der Gegenwart werden zur Erinnerung und prägen das Gedächtnis der Orte, Zeiten und Menschen? Bei unseren Filmen gehen wir oft von Orten aus. Orte, an denen Umbrüche bevorstehen. Durch die Beschränkung auf klare Grenzen, die Einheit von Ort und Zeit, werden die Orte selbst zu Protagonisten. Durch das zum Teil jahrelange Beobachten der Orte und Menschen wird die Zeit selbst zur Protagonistin. Ein Fabrikgelände, eine Stadt, eine ganze Region, wird zum/zur Protagonist\*in.

All unsere Filme handeln im weitesten Sinne vom Verschwinden, vom ewigen Wandel und somit auch immer von Anfängen und neuen Epochen. Der Film WE ARE ALL DETROIT beginnt mit dem Gedicht von Andreas Gryphius:

»Alles ist eitel« von 1637.  
*Du siehst, wohin du siehst, nur Eitelkeit auf Erden.  
 Was dieser heute baut, reißt jener morgen ein:  
 Wo jetzt noch Städte stehn, wird eine Wiese sein,  
 Auf der ein Schäferskind wird spielen mit den Herden.*

Die konkreten Geschichten der Orte und Menschen werden zur Parabel über den Wandel der Menschheit allgemein. Sie verlassen Dortmund und Bochum, sie verlassen Detroit, sie werden allgemeingültig – zeitlos.

Der Wunsch, Dinge, die im Begriff sind zu verschwinden, festzuhalten, zu archivieren, treibt uns an. Vom Bleiben und Verschwinden. Was bleibt, sind die Menschen. Sie haben Narben, Wunden. Und die Zukunft, die neu entsteht, ist für neue Menschen, die aus anderen Zusammenhängen und sozialen Schichten kommen. Transformation, Wandel, Deindustrialisierung bedeuten immer auch Gewalt. Gewalt, die Gebäuden, Landschaften und damit auch ihren Menschen angetan wird. Das Einreißen von Mauern steht für das Verschwinden von Institutionen. Es sind nicht einfach nur Gebäude oder ein Schriftzug, die hier eingerissen werden oder verfallen. Mit ihnen werden Erinnerungen, Träume, Lebensentwürfe, Alltag und Selbstverständlichkeiten demontiert. Sicherheiten und Heimat.





Kommen wir noch einmal zurück zu den roten Backsteinmauern, zum QuAZ in der ehemaligen Opel-Ausbildungswerkstatt. Bei jedem unserer Filmprojekte generieren wir Unmengen von Bildern und Tönen. Ein 90-minütiger Dokumentarfilm entsteht durchaus aus 100 bis 200 Stunden Rohmaterial. Wir verstehen uns als Jäger und Sammler, deren Tätigkeit von einer gewissen Gier nach immer mehr Beute angetrieben wird. Mit dieser ungeheuren Menge an Material gehen wir in den Schnitt. Wir haben im Schneiderraum sehr lange darum gerungen, dass das QuAZ-Universum in den Film kommt. Die Geschichte der Menschen im QuAZ muss erzählt werden, denn sie haben keine eigene Stimme, keine Bilder, keine Lobby. Sie sind nicht Zeitgeist und nicht Mainstream, sie sind unsichtbar und stumm. Sie tragen unsere Gesellschaft, erst wenn sie fehlen, werden sie langsam sichtbar. In den Bilderwelten des Ruhrgebiets dürfen die Menschen im QuAZ und der Ort, an dem sie ihr Leben bestreiten, nicht fehlen.

Es kann passieren, dass Material zu stark ist – so absurd das klingt – zu eigen, zu groß. Es kann passieren, dass man dann dem Filmmaterial und somit den Menschen nicht gerecht wird. Man würde sie nur noch dazu benutzen, einen weiteren inhaltlichen Aspekt abzudecken. Filmemachen heißt Verantwortung zu übernehmen. Wir denken darüber nach, einen eigenen Film über das QuAZ zu realisieren. Die Bilderwelten im QuAZ stehen für den momentanen Zustand des Ruhrgebiets und darüber hinaus machen sie eine allgemeine gesellschaftliche Entwicklung erfahrbar.

Unsere Aufgabe als Filmemacher ist es, Geschichten der Nichtgesehenen zu erzählen, Strukturen sichtbar zu machen und die Dinge, die verschwinden, festzuhalten. Nur der genaue, geduldige und empathische Blick offenbart wesentliche Aspekte von Lebensrealitäten. Das geschieht immer in dem Bewusstsein, dass das Gezeigte zum Zeitpunkt der Veröffentlichung des Films schon Vergangenheit ist. So werden unsere Filme zu zeitlosen Dokumenten über den Wandel und spekulieren nicht über Zukünftiges, um mit dem Filmemacher und Schriftsteller Alexander Kluge zu sprechen: »Ich hüte mich als Schriftsteller Cassandra zu sein. Wir wissen über die Zukunft nichts. Ich kann nur über Vergangenheiten reden und ich kann über Möglichkeiten sprechen – im Konjunktiv und selbst Futur 2 kann ich noch: Ich werde gewesen sein. Aber mit der Zukunft habe ich es nicht im Sinn.«

Nostalgie bei der Suche nach Bildern ist uns fremd, Melancholie durchaus nicht und es wird immer Gewinner und Verlierer geben.

So werden unsere Filme auch zur Trauerarbeit des permanenten Wandels. Was genau verschwindet und welche Folgen für soziale Strukturen bringt dieser Wandel mit sich?

Wir nähern uns diesen Transformationen nicht analytisch, sondern versuchen, Narrative und Bilderwelten zu schaffen, die emotional erfahrbar sind. Die Herausforderung, solche Bilderwelten mit einem persönlichen, fragenden, anthropologisch forschenden Blick immer wieder neu zu suchen, treibt uns an. In diesem Sinne: Glück auf!

## Schnitt.

## Schnitt.

Schnitt. Ortswechsel, 2014 Bochum. Am 9.12.2014 verlassen die letzten Arbeiter die Fabrik. Über ihnen der Schriftzug OPEL.

Der Umgang mit dem riesigen OPEL-Schriftzug nimmt in unserem Film eine Hauptrolle ein. Die Demontage der Buchstaben hätten wir gerne gedreht. Die geschah jedoch in aller Heimlichkeit und obwohl zugesichert, wurden wir nicht informiert. Die Abbildung dieser Aktion hatte einen so gewichtigen Symbolcharakter, dass möglichst nichts davon in die Öffentlichkeit gelangen sollte. Nach der nächtlichen Demontage bildete allerdings der Dreck der letzten Jahrzehnte die Fehlstelle der vier Buchstaben umso deutlicher ab. Ganz getilgt wurde der Name erst durch den vollständigen Abriss des Gebäudes.

Das erinnert uns an Brechts Gedicht »Die unbesiegbare Inschrift«. Kurz zusammengefasst: Der Schriftzug »Hoch

Lenin!« soll von einer Gefängnismauer entfernt werden, aber alle Bemühungen – übertünchen, überstreichen, später ausmeißeln – ließen den Schriftzug nur noch deutlicher zum Vorschein kommen, bis der Befehl gegeben wird, die Mauer ganz einzureißen. Um die Vergangenheit wirklich vollständig zu eliminieren, bekam das Opelgelände einen neuen Namen: Mark 51°7. Am Ende war es dann ein privater Investor, der dem einzigen verbliebenen Gebäude einen neuen Namen gab: der Schriftzug O-Werk wurde mit großen Leuchtbuchstaben auf das Dach montiert und ist schon von weitem zu erkennen. Und so schlich sich auf diesem Weg mittels des Buchstabens O die Vergangenheit wieder in die Gegenwart. Durch ungewohnte Blickwinkel auf die Details entstehen andere Wertigkeiten und neue Gewichtungen. Durch den Perspektivwechsel werden politische Normen in Fragen gestellt.









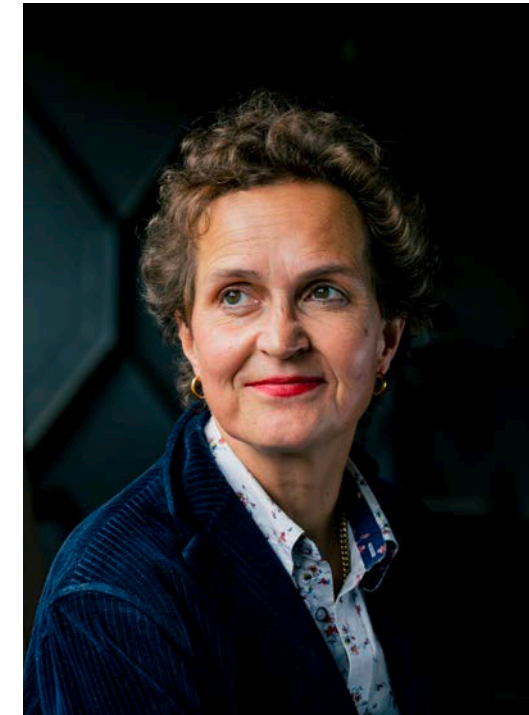
# Zur kulturellen Praxis der Umnutzung

Vivian Perkovic im Gespräch mit  
Brabara Frey und Karl-Heinz Petzinka



Den Impulsen folgte der Blick in die Praxis. Und das in mehrererlei Hinsicht: Mit Blick auf die Ruhrtriennale, die als internationales Festival das Prinzip Industriekultur quasi seit zwei Jahrzehnten lebt, die das Erbe bespielt und zugleich feiert. Und mit Blick unmittelbar auf die Räume, die Orte selbst, an denen, so Moderatorin Vivian Perkovic, »Stahl und Beton auf Poesie und

Klang« treffen, an denen die Vergangenheit in Gegenwart und Zukunft übergeht. Eine »Vielgestaltigkeit«, die für Barbara Frey, Intendantin der Ruhrtriennale, »etwas ganz Grundsätzliches« im Ruhrgebiet ist. Eine Widersprüchlichkeit, aus der letztlich die Einzigartigkeit und Anziehungskraft der Region resultiert. Kurz gesagt: Das Ruhrgebiet ist vieles, doch eines nicht – langweilig.



Windenergie und rauchende Schloten, dazwischen ein Mensch. Das von Mischa Leinkauf gestaltete Titelbild des Festivalkataloges der Ruhrtriennale bringt in seinem Nebeneinander von regenerativen und fossilen Energien das auf den Punkt, was für Frey sozusagen in die Rubrik »Typisch Ruhrgebiet« fällt – gleichwohl jenseits aller Klischees. »Das Tolle ist diese Multiperspektivität. Ich komme aus einem Land, wo Transformation eigentlich nie sichtbar ist. Bei uns sieht es eher aus wie auf einer immerwährenden Postkarte. Und das hat etwas einerseits Schönes, aber auch Einschläferndes und Gefährliches. Das, was mich hier so fasziniert und herausfordert, ist diese Vielgestaltigkeit in allem.« Widerspruch also statt Stimmigkeit. Auch für Prof. Karl-Heinz Petzinka, Rektor der Kunstakademie Düsseldorf, ist genau das das Erfolgsrezept der Region: »Das, was wir hier sehen, gibt es sonst nirgendwo. Und junge Menschen brauchen Inspiration für etwas, um dann aus dem Vollen schöpfen zu können. Und das kann nicht in der Stimmigkeit passieren. Die ist tödlich, die ist langweilig und die macht auch stumpf irgendwann.«

Teil dessen ist der Prozess der Transformation. Und doch scheint es bisweilen schwer, sich von alten Bildern, alten Narrativen zu lösen. Stichwort Phoenix-See. »War der ein Fehler?«, hakte Perkovic nach. Nicht für Petzinka: »Hier geht es um die Transformation eines Ortes, von dem man eine andere Erinnerung hat. Und jetzt ist die Frage, wann diese Erinnerung verschwindet und ob sie verschwindet. Und dieser Moment ist toll.« Und auch für Frey liegt die »Magie« letztlich vor allem in der »Geisterhaftigkeit« des Vergangenen. »Und gerade in dem Versuch, etwas Modernes oder Idyllisches dagegen zu pflanzen, sieht man natürlich auch die Leerstelle. Und diese Leerstelle ist für die Kunst immer Inspiration.« Auch im Chaos, im Verfall, im Leerstand finden sich für Petzinka vor allem »Möglichkeitsszenarien«. »Das war die Motivation der Kulturhauptstadt, die bewusst den Untertitel ‚Stadt der Möglichkeiten‘ trug.« Und das war sein ganz persönlicher Anspruch beim Umbau der Jahrhunderthalle Bochum zu einer »Montagehalle der Kunst«.



Transformation bedeutet vor diesem Hintergrund nicht automatisch immer etwas grundlegend Neues. Die Herausforderung bestehe darin, mit den Räumen zu arbeiten und darauf aufbauend Spielräume zu eröffnen. Barbara Frey: »Und dass diese Gebäude, die selbst einer gigantischen Transformation unterworfen wurden, jetzt erneut in eine Transformation kommen, weil wir an ihrer Sensibilität ablesen können, was gerade passiert, das ist für mich interessant.« Vor zwei Jahrzehnten noch, erklärte Petzinka, sei es um die Frage, wie die Jahrhunderthalle beheizt werden könne, gegangen. Jetzt rückt der Klimawandel mit seinen glühend heißen Sommern die fehlende, weil damals noch nicht notwendige Belüftung in den Fokus – und zeigt damit für Frey noch einmal eine andere Seite der Industrieorte auf: »Die Gebäude selbst wirken ja so gewaltvoll, stark, stählern und männlich. Und gleichzeitig sind sie zart wie eine Membran.« Grundkonstante der Ruhrtriennale sei es, genau diese »Eigenschwingung« der Orte, denen ein »Vergehen von Zeit« innewohne, immer wieder neu

auszuloten. »Diese transformatorischen Energien haben ja ganz integral etwas mit Kunst zu tun.« Bisweilen sei genau dieses »Eigen-Narrativ« jedoch je nach Produktion auch ein Hemmnis, »weil die Orte von sich aus bereits viel erzählen«.

Doch hat sich das Narrativ nicht irgendwann auch überholt? »Wenn man das als Mode begreifen würde, dann könnte man erwarten, dass es überfällig wird. Es ist aber keine Mode«, resümiert Petzinka. Und genau dies unterscheidet die »Originalität« des Ruhrgebiets von temporären »Vintage Modernismen«. Das Bewahren der Vergangenheit, davon zeigte sich der Architekt überzeugt, führe letztlich auch in die Zukunft. »Die Nachhaltigkeitsdiskussion beginnt immer mit dem Erkennen, dass man nicht abreißt.« Die Emscher-Renaturierung, das Thema Industrienatur – all das zeige, dass die Region auf einem guten Weg sei. »Und ich bin sicher, dass das Ruhrgebiet auf dieser Ebene eine Bedeutung spielen wird für viele Nationen dieser Erde. Weil man sehen wird, wie mühsam das ist, wie lange es dauert. Aber auch, dass es geht.«

“  
Die Nachhaltigkeits-  
diskussion beginnt  
immer mit dem  
Erkennen, dass man  
nicht abreißt.  
”

**Barbara Frey** ist gebürtige Schweizerin und Regisseurin. Sie war als erste Frau Intendantin des Züricher Schauspielhauses und inszenierte an zahlreichen deutschsprachigen großen Bühnen. Als Intendantin der Ruhrtriennale leitet sie das Festival von 2021 bis 2023.

**Prof. Karl-Heinz Petzinka** ist Architekt und hat neben Neubauten wie dem Stadttor in Düsseldorf oder der CDU-Zentrale in Berlin auch den Umbau der Jahrhunderthalle in Bochum verantwortet. Im Rahmen der Europäischen Kulturhauptstadt RUHR.2010 war er künstlerischer Direktor für das Themenfeld »Stadt der Möglichkeiten«.





Der Künstler Misha Leinkauf plante mit seinem Team tagelang Orte, Genehmigungen und Möglichkeiten, wie unterschiedliche Höhepunkte des Ruhrgebiets zu erklimmen seien, um Kontraste zu erspähen. Mit der Technik des Verengens versucht die für die Ruhrtriennale 2022 entwickelte Bildstrecke zu zeigen, was nicht sichtbar ist, zu entdecken durch Verdecken.





# Panels



“ panel 3

Kultur Konferenz 2022 10.

Ruhr

“ panel 4

Kultur Konferenz 2022 10.

Ruhr

“ panel 5

Kultur Konferenz 2022 10.

Ruhr

“ panel 6



# Panel 1: Zum Verhältnis von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft



Welcher Weg führt in die Zukunft? Viele Aspekte des Panels waren in den Impulsen des Vormittags bereits angeklungen – ausgereizt ist der Diskurs indes noch lange nicht. Was kann Kunst, kann Industriekultur leisten, wenn es um die Verpflichtung geht, alternative Erzählungen der Vergangenheit und damit auch alternative Zukunftsvisionen auszumachen? Wie viel Vergangenheit macht Zukunft möglich? Wie viel agonale Interventionen braucht es in der Gegenwart? Und führt der Weg zurück wirklich nach vorn? Sowohl Ruhrtriennale als auch die Urbanen Künste Ruhr stehen in der Tradition des Mythos

Ruhrgebiet. Das eine: ein Festival, geboren aus dem Zusammenhalt von Bergleuten und Künstler\*innen. Das andere: ein Kind der Kulturhauptstadt RUHR.2010. Gerade aus dieser ganz spezifischen Vergangenheit, resümierte Olaf Kröck, Intendant der Ruhrfestspiele, ergebe sich jedoch nicht zuletzt auch eine Verpflichtung, jene Menschen sichtbar zu machen, die am Aufbau der Region beteiligt waren, »jedoch nicht zur Mehrheitsgesellschaft gehören«. Menschen, deren Geschichten bislang nicht erzählt wurden, die nicht auf Podien repräsentiert würden – »und das gilt auch für diese Veranstaltung«.





Für Reiner Kampmann von der Kunstinitiative »Das gelbe Haus« längst nicht genug: »Ein Projekt im Recklinghäuser Süden wird nicht ausreichen, da muss zukünftig schon mehr kommen«, etwa was die Auswahl der Themen angeht – Stichwort: Ausbeutung. Aber auch im Hinblick auf die künstlerische Förderung und die Arbeit in interdisziplinären Netzwerken. Auch der Einwand von Erika Römer (Zentrum für inklusive Kunst und Kultur Essen) setzte hier an: »Es schmerzt, dass es in all den langen Jahren nicht gelungen ist, aus der sehr aktiven Arbeiterbewegung in den Zechen den multikulturellen Ansatz in die jetzige Kultur zu übertragen. Die Solidarität auf Zeche war eine Sache, doch die Gemeinsamkeit bei der Arbeit hörte nach dem Tor auf, gerade kulturell – und diesen Spuren sollte man nachgehen.«

Eine deutliche Blindstelle in der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Auch aus Sicht der Künstlerischen Leitung der Urbanen Künste Ruhr, Britta Peters, die dennoch den Aussagen Anna Mayrs vom Vormittag klar widersprach: »Kunst hat genau hier ein unglaubliches Potenzial wirklich analytisch wirksam zu sein, andere Perspektiven zu öffnen und wesentlich mehr zu sein als Dekoration.« Was es jedoch insbesondere im Ruhrgebiet zu vermeiden gelte, sei die Aufgabe von »multiplen Perspektiven« zugunsten einer »Kanonbildung«, bedingt nicht zuletzt etwa durch die IBA Emscher Park und die RUHR 2010. »Alle, die neu hierherkommen, inklusive ich selbst, nehmen das natürlich auch erst mal so auf, weil es schlüssig ist. Und weil man

diese Mythen von Solidarität gut weiter erzählen kann. Was ich mir wünschen würde, wäre, diese Wunschvorstellung etwas herunterzuschrauben zugunsten eines genaueren Hinguckens.«

Gebraucht also wird ein neuer Diskurs. Dessen Inhalte, konstatierte Dr. Stephan Muschick, Geschäftsführer der E.ON Stiftung, seien in den Vormittagsbeiträgen bereits angeklungen, längst jedoch noch nicht ausgereizt. »Wenn wir zu viel über Industriekultur im klassischen Sinne, also mit Blick auf die Vergangenheit reden, fehlen uns die Ressourcen, uns über die wichtigen Zukunftsfragen auszutauschen und dafür Lösungen zu finden.« Bedeutet verkürzt: »Zu viel Nostalgie verändert Zukunftsgestaltung«, verhindert sie sogar. Muschick appellierte vor dem Hintergrund des Klimawandels dafür, »endlich den Fokus auch auf das Wort Industrie im Kompositum Industriekultur zu legen«. Mit Blick auf die Vergangenheit und deren unerzählte Narrative, aber auch darüber hinaus: »Wenn wir es schaffen, diese Räume zukunftsorientiert zu nutzen, inklusive dieses Diskurses, dann bin ich auch für Industriekultur.« Seine Warnung: »Man sollte nicht zu lange an den Rezepten der Vergangenheit festhalten. In welche Misere das führen kann, zeigt sich gerade explizit beim Thema Energie.«

Ein Aspekt, an den auch Hartmut Neuendorff (TU Dortmund) aus dem Plenum heraus anknüpfte: »Es ist typisch für das Ruhrgebiet, dass es nicht früh genug auf Veränderungen hin reflektiert.« Die »verspäteten« Reaktionen fielen dann häufig »radikal und vergangenheitsvergessen«

aus. Seine Beispiele: Opel in Bochum und der Phoenix-See in Dortmund, wo das Leben in reichen Neubauvierteln nun auf gewachsene Strukturen im Stadtteil Hörde pralle – und Konflikte provoziere.

Jüngstes Beispiel dafür, dass es anders geht und industriekulturelle Orte erfolgreich neue Themen bespielen, neue Zielgruppen ansprechen und zugleich die Vernetzung innerhalb der Region vorantreiben können ist das Festival »Futur 21«. Dessen Ziel: die multimediale Auseinandersetzung mit den Bereichen Arbeit, Energie, Ressourcen und Fortschritt. Für Kuratorin Nada Schroer quasi eine konzeptionelle Verpflichtung: »Über all diesen Themen schwebt das Damoklesschwert des Klimawandels. Und das heißt, dass Museen darauf reagieren müssen, nicht nur die Industriemuseen, alle Museen, weil sie sonst an gesellschaftlicher Legitimität verlieren.« Zukunftsthemen als musealer Vermittlungsauftrag – für Schroer alles andere als ein Widerspruch: »Wir brauchen einen Richtungswechsel, auch in der Industriekultur. Diese Orte sind paradigmatisch dafür, das Anthropozän zu thematisieren und an Lösungen mitzuarbeiten – diese Orte sind authentisch für diesen Vermittlungsauftrag.« Ein solcher Transformationsprozess gen Postanthropozentrismus sei bereits angestoßen; »doch uns bleibt nicht mehr viel Zeit, die Zukunft zu ändern.«

Zukunft, erläuterte der Historiker Lucian Hölscher, »ist für uns eine Art Dimension menschlichen Lebens geworden, was dazu geführt hat, dass wir uns nicht damit zufriedengeben können, nicht zu wissen, was in Zukunft möglich sein wird«. Deshalb

brauche man die Kunst – um Vermutungen anzustellen, Visionen zu generieren und diese letztlich in die nächste Generation zu tragen. Das gelte auch für vergangene Zukünfte, für die es umso mehr Raum gebe, »je mehr der alte Mythos des Ruhrgebiets in den Hintergrund rückt«. Schlussendlich, so Peters, »ist unsere Gegenwart geprägt durch eine permanente Zukunft«. Klimawandel, Krankheiten, Kriminalität – all das präge das Leben in der Gegenwart. »Das ist beängstigend und führt letztlich auch dazu, dass es einfach viel zu wenig Aufmerksamkeit für das gibt, was jetzt konkret da und zu erleben ist. Und auch das kann Kunst leisten: einen Fokus auf eine bestimmte Situation legen – als Wahrnehmungsschärfungsmaschinerie für die Gegenwart.«

“  
**Die kulturell-gesellschaftliche Vielfalt, die das Ruhrgebiet massiv geprägt und aufgebaut hat, ist unterrepräsentiert an unseren Orten. Und die Frage ist nun: Wo ist da nicht abgewogen worden, wo hat man diese Menschen vergessen, die essenziell waren beim Aufbau dieser industriekulturellen Orte, die jetzt mit Inhalten gefüllt werden? Es ist unsere Verpflichtung, diese Geschichten auszumachen, Räume zu schaffen, Zugänge herzustellen, sowohl für die, die rezipieren, als auch für die, die diese Geschichten erzählen.**

— Olaf Kröck

**Gastgeberschaft**  
 Stiftung Geschichte des Ruhrgebiets

**Moderation**  
 Prof. Dr. Stefan Berger  
 Direktor des Instituts für soziale Bewegungen und Vorsitzender des Vorstands der Stiftung Geschichte des Ruhrgebiets

**Teilnehmer\*innen**  
 Prof. Dr. Lucian Hölscher  
 Historiker

Olaf Kröck  
 Intendant der Ruhrfestspiele

Dr. Stephan Muschick  
 Geschäftsführer der E.ON Stiftung

Britta Peters  
 Künstlerische Leitung von Urbane Künste Ruhr

Nada Schroer  
 Kuratorin Futur 21

**Futur 21**  
 Mit dem gemeinsamen Medienkunstfestival »Futur 21«, umgesetzt zwischen November 2021 und April 2022, wollten die beiden Landschaftsverbände Rheinland (LVR) und Westfalen-Lippe (LWL) unter dem Leitmotiv »Welche Zukunft hat die Zukunft?« einerseits die Debatte über Zukunftsthemen des 21. Jahrhunderts anstoßen, zugleich aber auch einen neuen Blick auf das industrielle Erbe der Region eröffnen. In den 16 Industriemuseen der beiden Landschaftsverbände waren im Rahmen des Festivals die künstlerischen Positionen von insgesamt 32 Künstler\*innen, Designer\*innen, Wissenschaftler\*innen und Spieleentwickler\*innen aus zehn Ländern zu Themen wie Arbeit, Energie, Ressourcen und Fortschritt zu sehen, ein Teil der Arbeiten wurde dauerhaft installiert. Auf den Weg gebracht wurde im Zuge des internationalen Fachkongresses »Industrial Culture for Future« zudem die neue Charta der Industriekultur.«  
 ↳ [futur21.de](http://futur21.de)



# Panel 2: Die Bundesstiftung industrielles Welterbe als Kompetenz- zentrum & Wissensplattform

Sie sind identitätsstiftende Orte der Vergangenheit und verstehen sich zugleich als Labore der Zukunft. Die Finanzierung und damit der künftige Erhalt industriekultureller Stätten in Deutschland indes ist alles andere als sicher. Kann eine Bundesstiftung industrielles Welterbe, die der derzeitige

Koalitionsvertrag ankündigt, hier helfen? Wer aber sollte dann im Fokus stehen? Wer kann für wen sprechen? Kurzum: Geht es bei aller Diskussion ums Geld nur um »Elefanten« oder auch um »Mäuse«? Sicher ist: Das Ziel darf nicht allein der Blick zurück sein.





Für Ralf Beil begann sein erster Arbeitstag als Generaldirektor auf der Völklinger Hütte mit einer finanziellen Offenbarung. Die zuständige Ministerin erläuterte ihm, dass derzeit null Euro im Planungssäckel seien. Das sei ihm so vorher nicht kommuniziert worden, und als renommierter Museumsleiter war Beil davon ausgegangen, dass es doch »gewisse Kontinuitäten« geben müsse, was den Betrieb eines Weltkulturerbes angeht. Sein Bauhüttenleiter aber »legte noch einen drauf« – und beschied ihm, dass es beim Betrieb der Sanitäreinrichtungen gerade mit Mühe für die Versorgung mit Toilettenpapier reiche. Anschaulich stieg Beil in das Thema des Panels ein und versicherte, dass ihm damals eines klar geworden sei: Wenn industrielles Erbe als Wert erkannt wurde, dann müsse die Politik dort auch einen ähnlichen Einsatz zeigen, wie sie es beispielsweise bei Schlössern in Thüringen und Sachsen oder dem Preußischen Kulturbesitz tut.

Beil und die Völklinger Hütte gehören daher zu den namhaften Unterstützern eines Vorhabens, das den Weg zur Institutionalisierung der Förderung der industriekulturellen Hinterlassenschaften auf Bundesebene ebnet. Im Koalitionsvertrag, den SPD, Bündnis 90/Die Grünen und FDP Ende November 2021 geschlossen haben, wurde dieser Forderung bereits Rechnung getragen. Darin steht: »Wir schaffen eine ‚Bundesstiftung industrielles Welterbe‘ und prüfen europäische Mechanismen zur Förderung des Denkmalschutzes.« Einen Monat zuvor hatten sich sieben deutsche Welterbestätten zur Dachorganisation »Welterbe Industriekultur« zusammenschlossen, um genau dies zu forcieren.

Doch mit der politischen Absichtserklärung kommen zugleich Fragen auf. Angefangen mit der vielleicht grundlegendsten: Was ist eigentlich Industriekultur? Oder noch leichter: Was ist sie nicht? Die Saarländer Hütte sei weniger ein »Technikmonument«, resümierte Beil. Er erblickt in den alten Produktionsanlagen eher »Denkmäler des Anthropozäns«. Industriekultur, Kunst, Natur und Geschichte kämen hier in einem »schwierigen und unbequemen Erbe« zusammen, bildeten eine »analoge Metapher für das Digitalzeitalter, 24/7 im Betrieb«.

Hans-Peter Noll, Vorstandsvorsitzender der Stiftung Zollverein, übertrug diese zeitliche Verknüpfung auf die Essener Zeche und ihren »Anteil« am Klimawandel. »Ich warte darauf, dass junge Leute nach Zollverein kommen, auf den Förderturm zeigen und sagen: ›Ihr seid schuld!‹« Auch für

ihn zielt die Aufgabe des industriekulturellen Erbes vor allem auf die Auseinandersetzung mit Gegenwart und Zukunft. Ein Aspekt, den auch Thomas Schleper (Universität Wuppertal) in der späteren Fragerunde aufgriff. Was denn die Chance gerade in den aktuellen Krisen sei, mit Hilfe der Industriekultur Antworten auf die Fragen des Anthropozäns zu finden, fragte er in die Runde. »Oder ist Industriekultur doch eine Generationenfrage, die sich bereits erledigt hat?« Das Plenum widersprach dem einmütig. Die Industrialisierung stehe in besonderem Maße für gesellschaftliche und soziale Umbrüche, die an den Orten der Industriekultur erlebbar gemacht und hinterfragt werden könnten. Noll verwies zudem auf die Besonderheit, die die Einbindung in den UNESCO-Kontext mit sich bringe. Dazu gehöre auch, einen Beitrag zur internationalen Vernetzung und zur Völkerverständigung zu leisten. Die Finanzierung des Betriebs allein den Bundesländern zu überlassen, reiche vor diesem Hintergrund nicht aus.

Den drängenden Finanzierungsproblemen stimmte auch Walter Hauser bei, Direktor des LVR-Industriemuseums und Vorstand der Europäischen Route der Industriekultur (ERIH). Allerdings seien diese Probleme nicht spezifisch mit dem Welterbestatus verknüpft. Von den rund 3.500 industriekulturellen Standorten allein in NRW seien einige sogar so schwer unterfinanziert, dass ihre bloße Existenz bedroht sei. Hauser betonte darüber hinaus einen fundamentalen Unterschied zu anderen Museen. »Die Industriekultur ist in den 1970er- und 1980er-Jahren aus Bürgerinitiativen und regionalen Clusterphänomenen entstanden«, die noch eine sehr vitale Struktur hätten. Wer die Industriekultur bewahren möchte, müsse daher auch diese Strukturen fördern. Kompetenzzentren, die stellvertretend für die über lange Zeit gewachsenen Netzwerke sprächen, empfinde die Szene »als paternalistisch und anmaßend«. In diesem Sinne könne etwa Zollverein auch nicht für die gesamte Route Industriekultur im Ruhrgebiet sprechen.

Auch Anne Katrin Bohle, ehemalige Staatssekretärin im Bundesministerium für Inneres, Bau und Heimat, gab den »Leuchttürmen« der Industriekultur den Rat, nicht zu vergessen, »dass auch ein Elefant in die Maus braucht«. Ihr Appell: »Lassen Sie uns nicht Denkmäler erster und zweiter Klasse erschaffen.« Wer vorangehen wolle, müsse sich einbringen und die Vielfalt des industriekulturellen Erbes gezielt nutzen. Wer Bundesförderung wolle, brauche vor allem

auch ein gutes Programm, divers und nachhaltig, ein gutes Marketing und nicht zuletzt ein klares Konzept, um Industriekultur in den Köpfen der nachwachsenden Generation zu verankern.

Dass eine bundesweite Plattform dabei hilfreich sein und den Austausch beflügeln könne, darin bestand Konsens. Ob dies in Form einer Bundesstiftung geschehen müsse? Moderatorin Milena Karabaic, selbst langjährige Kulturdezernentin beim Landschaftsverband Rheinland (LVR), gab sich skeptisch. Schon wegen der engen Zweckbindung könne es andere Formate geben, die angemessener wären. Wichtig sei es, gemeinsame Fragen zu klären: Was wollen wir? Was ist unser Zweck? Und wie müsse man damit umgehen, wenn die Gelder vor dem Hintergrund aktueller Geschehnisse knapper werden? Dies alles sollte möglichst schnell geklärt werden. Denn: »Wir haben nicht mehr viel Zeit!« Auch Christiane Baum, ERIH-Geschäftsführerin, unterstützte aus dem Plenum heraus den Ansatz, »dass wir uns auf Bundesebene zusammenschließen«, regte aber gerade mit Blick auf die sieben Welterbestätten an, genau hinzuschauen, was man wirklich brauche. »Was leisten bereits bestehende Netzwerke, was leisten Landesverbände? Es ist wichtig, dass wir uns vernetzen. Aber wir sollten bitte keine Doppelstrukturen aufbauen!«

“  
**Die Deutungshoheit über Industriekultur kann beileibe nicht das Monopol von sieben industriellen Welterbestätten sein. Vielmehr geht es darum, auch die Stimmen derer zu hören, die eben nicht nur in Nordrhein-Westfalen, sondern auch darüber hinaus die Community derer darstellen, die flächendeckend dieses Thema bespielen und die Bildungskompetenz haben, die gesellschaftliche Relevanz von Industriekultur zu formieren und auch zu vermitteln. Daran wollen die beiden Parteien, also die sieben Welterbestätten, aber auch alle anderen, ganz aktiv arbeiten. Ich werte das als Zeichen einer Zusammenarbeit auf Augenhöhe, dass dieser Prozess im Gange ist.**  
 — Milena Karabaic



**Gastgeberschaft**  
 Stiftung Zollverein

**Moderation**  
 Milena Karabaic  
 MLK KULTURKONSULT®

**Diskussion**  
 Dr. Ralf Beil  
 Generaldirektor Weltkulturerbe  
 Völklinger Hütte

Anne Katrin Bohle  
 Staatssekretärin a. D.,  
 Bundesministerium für Inneres,  
 Bau und Heimat (BMI)

Dr. Walter Hauser  
 Direktor LVR-Industriemuseum/  
 Mitglied im Vorstand des  
 European Route of  
 Industrial Heritage (ERIH) e. V.

Prof. Dr. Hans-Peter Noll  
 Vorstandsvorsitzender  
 Stiftung Zollverein

**Dachorganisation**

»Welterbe Industriekultur«

Im Rahmen der Tagung »Industrielles Welterbe« auf Zollverein in Essen haben sieben deutsche UNESCO-Welterbestätten im Oktober 2021 die Gründung einer gemeinsamen Dachorganisation »Welterbe Industriekultur« verkündet und den Bund aufgefordert, das neue Bündnis finanziell dauerhaft zu unterstützen. Es könne, so das damalige Statement der sieben Partner, als »Schaltstelle zwischen Bund, Ländern und etwaigen Fördergebern sowie den Welterbestätten in der weltweiten UNESCO-Familie« fungieren und »im Feld der Industriekultur eine systematische und dauerhafte strukturelle Förderung durch den Bund sicherstellen, die nicht nur auf bauliche Investitionen abzielt, sondern vor allem der inhaltlichen Arbeit im Sinne der Reflexion des Postkarbon-Zeitalters dient«. Angestrebt werden unter anderem ein gemeinsames Kultur- und Tourismuskonzept sowie ein fachlicher Austausch auf nationaler wie internationaler Ebene. Zugleich erklärten sich die sieben Welterbestätten bereit, eine Bundesstiftung industrielles Welterbe tatkräftig mit ihrer Expertise zu unterstützen und auf diese Weise ein Kompetenzzentrum für sämtliche industriekulturellen Stätten in Deutschland zu schaffen. Zur Dachorganisation gehören neben der Zeche und Kokerei Zollverein die UNESCO-Welterbestätten Völklinger Hütte, Augsburger Wassermanagement-System, Fagus-Werk in Alfeld, Bergwerk Rammelsberg/Altstadt Goslar, Speicherstadt/Kontorhausviertel Hamburg sowie die Montanregion Erzgebirge/Krušnohoří.





# Panel 3: Industrielle Kulturlandschaft Ruhrgebiet



Über einen Zeitraum von neun Jahren hat die Industriedenkmalstiftung gemeinsam mit den großen Verbänden der Region vor dem Hintergrund einer Bewerbung für die Tentativliste der UNESCO am Projekt »Industrielle Kulturlandschaft Ruhrgebiet« gearbeitet. Das Ziel eines Welterbe-Status' für das Ruhrgebiet wird mit Beschluss der NRW-Landesregierung zwar nicht weiterverfolgt.

Doch böten die erarbeiteten Erkenntnisse, so Geschäftsführerin Ursula Mehrfeld, durchaus Potenzial für die weitere Diskussion. Was also ist das Besondere am Ruhrgebiet? Wie identitätsbildend ist das Konzept Industriekultur tatsächlich? Und wo findet es im Spannungsfeld zwischen Nostalgie und geschichtskritischer Reflexion seine Berechtigung?





**Gastgeberschaft**  
Stiftung Industriedenkmalpflege  
und Geschichtskultur

**Moderation**  
Prof. Dr. Barbara Welzel  
Kunstgeschichte und Kulturelle  
Bildung, Institut für Kunst und  
Materielle Kultur, Technische  
Universität Dortmund,  
Wissenschaftliche Leiterin  
des Campus Stadt im Dortmunder U

**Impulse**  
Dr. Marita Pfeiffer  
Bereichsleiterin Geschichtskultur,  
Kommunikation, kulturelle Nutzung  
der Stiftung Industriedenkmalpflege  
und Geschichtskultur

PD Dr. Dietmar Bleidick  
Leiter des ARAL-Archivs und  
Geschäftsführer Bleidick, Historische  
Informationsdienstleistungen

Prof. Dr. Christian Bunnberg  
Lehrstuhl für Didaktik der  
Geschichte und Public History  
an der Ruhr-Universität Bochum

**Diskussion**  
PD Dr. Dietmar Bleidick  
Publizistik, Kommunikation

Prof. Dr. Christian Bunnberg

Dr. Kirsten Baumann  
Direktorin des LWL-Industriemuseums

Dr. Peter Henkel  
Stiftung Haus der Geschichte  
Nordrhein-Westfalen

Ursula Mehrfeld  
Geschäftsführerin der Stiftung  
Industriedenkmalpflege und  
Geschichtskultur

Was ist geblieben von der Schwerindustrie im Ruhrgebiet? Vor allem, so Dr. Marita Pfeiffer, Bereichsleiterin Geschichtskultur der Stiftung Industriedenkmalpflege, ein vernetztes System von weltweit einzigartigen industriekulturellen Orten im großen Maßstab. Industrieanlagen, Siedlungen, aber auch Infrastrukturen und Grünzüge, an denen sich die »industrielle Logik« des Ruhrgebiets ablesen lasse. Denkmale, die Modell seien für die Bewahrung und die Vermittlung der Vergangenheit, aber eben auch »Modell für die Transformation« des Ruhrgebiets hin zu einer industriellen Kulturlandschaft. Projekte wie der Emscher-Umbau, Orte wie das Koepchenwerk in Herdecke und die Kokerei Hansa in Dortmund zeugten von der Wandlungs- und Zukunftsfähigkeit der Region. Industriekultur stehe für Bildung und Forschung ebenso wie für wirtschaftliche Investitionen und touristische Erfolge. »Unsere Aufgabe ist es, alte Strukturen zu transformieren. Und damit haben wir die Wahrnehmbarkeit der Region deutschlandweit und international gesteigert.«

Ein Transformationsprozess, den Dr. Dietmar Bleidick, Leiter des ARAL-Archivs, weitaus weniger positiv beurteilte, handle es sich doch vor allem um eine »eindimensionale Entwicklung«, die die vorindustrielle Zeit ebenso ausblende wie



andere Wirtschaftszweige. Im Ergebnis bewege sich das Konstrukt Industriekultur mehr schlecht als recht in einem Spannungsfeld zwischen »Denkmalpflege, Ästhetisierung, historisch musealer Reflexion, künstlerischer Inszenierung und touristischer Vermarktung«. Es sei vor allem auf ein Ziel hingearbeitet worden: die Marke Ruhrgebiet. »Die Region erscheint in dieser Perspektive als industriehistorisches Gesamtkunstwerk – perfekt geeignet zur Mythenbildung.« Was aus einer »thematischen Aufladung« im Zuge der IBA Emscher Park hervorgegangen sei, habe dediziert das Ziel verfolgt, Industriedenkmalen eine neue Bestimmung als Kulturträger zu verleihen. »Die Industriekultur war geboren und mit ihr die Funktion als marktgängige Kulisse für Events in ehemaligem Industrie-Ambiente unter Hinnahme massiver substanzverändernder Umsetzungen.« Die »Leuchttürme der Industriekultur«, so Bleidicks Fazit, würden ihren eigenen Ansprüchen als Innovations-, gar Identitätsorte nicht gerecht und seien »kein geeignetes Instrument zum Region Building«. Anders gesagt: »Zweifellos ist Industriekultur wichtig für das Ruhrgebiet. Aber sie ist völlig mit uneinlösbaren Zuschreibungen überfrachtet und konzeptionell seit den 1980er-Jahren nicht wirklich weiterentwickelt.«

Auch hier also die Forderung nach einem neuen Diskurs – und nach realistischer Selbstkritik. Vielleicht, resümierte der Historiker Prof. Dr. Christian Bunnberg, sei das »Label Industriekultur« nur »ein Lagerfeuer für Nostalgiker, das noch ein bisschen wärmt, glimmt und auszugehen droht. Oder ist es ein identitätsstiftender Anker, an dem nachwachsende Generationen zentrale Themen wie Nachhaltigkeit, Klimakrise, Veränderung von Arbeit, soziale Gerechtigkeit und Migration nahegebracht werden können?« Letzteres sei durchaus realisierbar – wenn man entsprechende Angebote schaffe. »Allerdings muss sich dieses Angebot an den Bedürfnissen und Fragen der nachwachsenden Generation orientieren.« Und die, so seine persönliche Erfahrung, »interessiere sich überhaupt nicht für die materiellen Hinterlassenschaften oder für die technikgeschichtlichen Dimensionen der Ruhrgebietsgeschichte«, sondern für Fragen der Migration, für marginalisierte Gruppen, Umweltschäden und Ewigkeitsaufgaben. »Es nützt nichts, emotionale Zugänge zu bemühen oder Identitätsbildung betreiben zu wollen. Vielmehr muss die Geschichte der Industriekultur in ihren kontroversen Facetten transparent gemacht werden und die

Tendenz zu nostalgischer Verklärung einer kritischen und reflektierten Auseinandersetzung weichen, die auch Finger in offenen Wunden zulässt.« Wer diesen Anspruch habe, warf Dr. Volker Bandelow aus dem Plenum ein, dürfe sich, wie im Panel zeitweise geschehen, jedoch nicht in eine Diskussion über regionale oder historische Grenzen des Ruhrgebiets verlieren, sondern die industrielle Kulturlandschaft Ruhrgebiet als das akzeptieren, was sie sei: ein »gewachsener Kulturraum«, der in seiner komplexen Struktur und Geschichte die Menschen geprägt habe.

Um diese Komplexität, diese Widersprüchlichkeit in all ihren Narrativen aufzugreifen und vor allem kontrovers diskutieren zu können, bedürfe es jedoch, schlussfolgerte Moderatorin Prof. Dr. Barbara Welzel, genau dieser industriekulturellen Orte. »Wir haben das Glück, Orte aufsuchen zu können, die uns diese Geschichten begreifen lassen. Es ist ein Kennzeichen von Demokratie, Objekte zu haben, die alt sind und die sperrige, widersprüchliche Geschichten dokumentieren; die eine Agora sind, an die wir unterschiedliche Deutungen herantragen.«

Die bisherigen Narrative hätten unzweifelhaft Fehlstellen. Doch genau das sei schon längst Thema. Dr. Kirsten Baumann, Direktorin des LWL-Industriemuseums: »All das, was hier gefordert wird, wird bereits geleistet.« Themen wie Ökologie, Migration, Bergbaufolgeschäden, Energie und Biodiversität würden in Industriebauten längst gespielt. »Und ich sehe unsere Zukunft tatsächlich in diesen ganz großen Themen, die notwendigerweise gar nichts mit dem lokalen Thema zu tun haben. Das ist auch wichtig. Das muss auch so bleiben.« Ein Anspruch, der in der Runde Zuspruch fand. Wiltrud Apfeld vom Kulturraum »Die Flora«: »Wir haben im Ruhrgebiet nie gelernt, hatten vielleicht nie die Freiheit, zu sagen, wir beschäftigen uns mit Themen, die uns wichtig sind als Menschen in dieser Gesellschaft. Sondern es galt immer: Das Museum ist ein Industriemuseum, und selbst, wenn es ein Naturkundemuseum war, musste es sich mit der Veränderung der Landschaft im Ruhrgebiet beschäftigen, nicht mit der Nordsee.« Was durchaus mit Stolz zu tun gehabt habe. Doch anders als andere Industrieräume habe man keine »eigene neue Sprache gefunden«, weder architektonisch noch inhaltlich. »Wir konzentrieren uns viel zu sehr auf das, was da ist, und schaffen zu wenig Räume für neue Sachen.«

Ein Vorwurf, der – etwa mit dem Hinweis auf das Essener Folkwang Museum – auf

dem Podium nicht durchgehend geteilt wurde. Der Gedanke des Neudenkens allerdings fand sich auch dort: »Das Land NRW, das wir heute haben, gründet sich«, so Dr. Peter Henkel, Stiftung Haus der Geschichte Nordrhein-Westfalen, »auf dem Ruhrgebiet und dem Rheinischen Revier; es ist aufgebaut auf der Kraft fossiler Energieträger«. Ein Narrativ, das beendet sei. »Deshalb müsste man die Diskussion, was wird aus dem Ruhrgebiet, eigentlich viel größer fassen und fragen: Was wird aus NRW? Der entscheidende Punkt ist: Finden wir eine neue Idee? Und das ist nicht nur eine Frage von Industriekultur an der Ruhr.«

“  
**Hallen wie diese auf Zollern sind Zeugnis einer groß dimensionierten, hochindustrialisierten Industriekultur, die man hier im Ruhrgebiet in einer immensen Dichte findet und erhalten hat. Und die man umgenutzt hat – und das zeichnet das Ruhrgebiet aus; das gibt es so in Nordrhein-Westfalen nicht noch einmal.**  
— Ursula Mehrfeld



# Panel 4: Industriegeschichte grün weiterentwickeln



Im Gewesenen verankert, die Zukunft fest im Blick: Die Internationale Gartenausstellung (IGA) Metropole Ruhr 2027 trägt das landschaftsgestalterische Erbe der IBA Emscher Park auf das nächste Level. Mit neuen Visionen, nachhaltigen Themen und, wie es Moderator Dr. Dieter Nellen konstatierte, mit Selbstbewusstsein: »Die Architektur-Biennale hat sich die Frage gestellt,

»Wie werden wir morgen leben?«. Wir Ruhrgebietsleute sind da ein bisschen weiter und sagen: »Wie wollen wir morgen leben?« Eine Formulierung, die vor dem Hintergrund der Klimakatastrophe und der Energiefrage »ein unerschütterliches Vertrauen in die subjektive Kraft der Menschheit und der Bürger\*innen dieser Region« beweise.



Drei Zukunftsgärten, drei Visionen für die Zukunft des Ruhrgebiets. Oder doch eine einzige? Denn allen landschaftsplanerischen Präsentationen der IGA-Hauptprojekte – drei, von insgesamt fünf – gemein waren das Moment der Vernetzung sowie die Öffnung nach außen unmittelbar in die Stadtgesellschaft. Die Entwürfe bauen dabei auf dem auf, was ist, erweitern und wandeln es. Brücken, neue Wege und grüne Bänder schaffen neue topografische Verbindungen und Felder. Sie entwickeln auf diese Weise, so Nellen, letztlich ein »Upgrade der Industriekultur«.

Der Dortmunder Zukunftsgarten etwa entwickelt sich aus dem Gelände der Kokerei Hansa heraus, soll jedoch keine singulären Themen, also: nur Bergbau, nur Natur, nur Erholung, abfragen, sondern all dies, wie Timo Herrmann erläuterte, in einem »Multi-Layering« bedienen. In Gelsenkirchen wiederum geht es, erklärte Paul Giencke, nicht um die »reine Konversion einer alten Industriebrache«, sondern um eine Weiterentwicklung der »Überformung«, die das Gelände der ehemaligen Zeche Nordstern bereits durch die Bundesgartenschau (Buga) 1990 erfahren hat. Das Konzept damals stellte vor allem das industrielle Erbe in den Fokus. Die heutige Idee öffnet Wege zum Wasser, formt aus der Emscherinsel eine »Zukunftsinsel« und macht zugleich die zur Buga angelegten Strukturen wieder sichtbar. Ein Prozess, der für Giencke, auch mit einer Art »Dekodierung« verbunden ist, mit der Frage, wie man Industriekultur heute, im Nachgang quasi zur IBA, begegne. Auch in Duisburg spielt Wasser eine große Rolle: Nach 150 Jahren Industriegeschichte wird die Stadt wieder an den Rhein angebunden. Zugleich soll der dortige Zukunftsgarten unmittelbar in den multinationalen Stadtteil Hochfeld wirken,

ein neues urbanes Quartier möglich machen und, so Rebekka Junge, über »Nachbarschaftszonen« positiv in die Gesellschaft wirken.

Systematische Stadtentwicklung also, die Renaturierung, Nachhaltigkeit und soziale Gesellschaft, aber auch die Themen Energie und Gesundheit in den Blick nimmt und dafür auch in die Landschaft eingreift. Ein Aspekt, der im Plenum für Skepsis sorgte: »Ich höre von Rodungen, Sichtachsen und nutzbaren Uferzonen. Ist das noch zeitgemäß? Geht es nicht vielleicht auch behutsamer?«, fragte etwa Bettina Hahn vom Kulturbüro der Stadt Herten. Und auch Dorothea Neweling (Schauspielhaus Bochum) stellte manche Aspekte in Frage: »Die Entwürfe zeigen tolle Bilder von Freiflächen, aber das heißt doch, dass wir, wenn die Sommer künftig so bleiben, eine tote verdorrte Landschaft sehen werden. Was ist mit Aufforstung? Was ist mit dem Thema essbare Stadt?«

Aspekte, versicherte Dr. Martina Oldengott von IGA Metropole Ruhr 2027 gGmbH, die als Kerngedanken in das IGA-Konzept eingeflossen seien. »Natürlich gibt es Eingriffe, aber mit allen Eingriffen initiieren wir letztendlich bewusst eine größere ökologische Vielfalt. Wir haben uns ja nicht umsonst die Frage gestellt ›Wie wollen wir morgen leben?‹ Es ist unsere Verantwortung, wir entscheiden daran mit.« Schwerpunktthemen wie Wassermanagement und klimaresiliente Pflanz- und Gehölzarten zollten den Herausforderungen des Klimawandels Rechnung, »das ist für uns von Beginn an die entscheidende Zielsetzung gewesen«. Die IGA fungiere als eine Art »Modellbaukasten«, über den all jene Fragen verhandelt würden, »die uns in die Zukunft führen sollen«. Aufgabe der Gartenausstellung sei es, zu hinterfragen,

wie man die »hohe ökologische Wertigkeit« der Region immer weiter entwickeln könne.

Denn dass das Ruhrgebiet in Sachen Nachhaltigkeit bereits eine Erfolgsgeschichte geschrieben, eine »Extrem-Transformation« von Schwarz zu Grün vollzogen habe, resümierte Historikerin Pia Eiringhaus, sei unbestritten. Nun komme es jedoch darauf an, nicht in der erinnerungskulturellen Perspektive zu verharren, sondern neue Blickwinkel einzunehmen, neue Narrative aufzugreifen und mit neuem Erfindungsreichtum auf seit der IBA völlig veränderte gesellschaftliche Herausforderungen einzugehen. Ein Appell, dem sich auch Dr. Dieter Nellen anschloss: »Wir haben in den vergangenen Jahrzehnten die Narrationen Ästhetisierung und Identität abgearbeitet. Und jetzt treten wir – womöglich auch mit einer inneren Souveränität zu dieser Erfolgsgeschichte – in eine Phase ein, wo wir doch in manchen Dingen kritischer als bislang neue Lehren in den Diskurs einspeisen müssen.«

“

**Es ist schon sehr sichtbar geworden, dass der Gedanke von Nachhaltigkeit und eben auch die Frage, wie verhalten wir uns eigentlich zum Klimawandel, mitgedacht und auch umgesetzt wird. Und es bleibt mit Spannung zu beobachten, wie diese neuen Projekte letztlich auch auf einer breiteren Ebene – Stichwort: Narrative – bei der Frage vom Denkmal zum Mahnmal neue Flanken setzen können.**  
— Pia Eiringhaus



“

**Gastgeberschaft**  
IGA Metropole Ruhr 2027 gGmbH

**Moderation**  
Dr. Dieter Nellen

**Impulse**  
Dortmund  
Timo Herrmann  
Emscher nordwärts,  
bbz Landschaftsarchitekten Berlin

Gelsenkirchen  
Paul Giencke  
Zukunftsinsel mit  
Nordsternpark+,  
GMO13

Duisburg  
Rebekka Junge  
RheinPark mit Anbindung,  
wbp Landschaftsarchitekten  
Bochum

**Diskussion**  
Dr. Martina Oldengott  
IGA Metropole Ruhr 2027 gGmbH

Pia Eiringhaus  
Geschichtswissenschaftlerin  
Stiftung Berliner Mauer

**Internationale Gartenausstellung**  
Die Internationale Gartenausstellung (IGA) Metropole Ruhr 2027 beschäftigt sich auf drei Ebenen mit dem Zusammenleben von morgen und einer nachhaltigen Zukunft des Ruhrgebiets. Das Ziel: die Präsentation »innovativer Lösungsideen für Zukunftsfragen in Metropolregionen und für die Menschen vor Ort« – und das auf einer »internationalen Bühne«. Hauptschauplätze der IGA sind die fünf so genannten Zukunftsgärten in Gelsenkirchen, Duisburg, Dortmund, Castrop-Rauxel/Recklinghausen sowie Bergkamen/Lünen. Die Ebene »Unsere Gärten« stellt die Garten- und Parklandschaft der Region in den Fokus; während der Projektbereich »Mein Garten« gezielt grüne Initiativen von Menschen aus der Region fördert und vorstellt.  
↳iga2027.ruhr

Mit allen Eingriffen initiieren wir bewusst eine größere ökologische Vielfalt. Wir haben uns nicht umsonst die Frage gestellt: ›Wie wollen wir morgen leben?‹

”



# Panel 5: Bildwelten des Ruhrgebiets

Als kulturelles Erbe des Industriezeitalters, entwickelt und einst gefördert, um unternehmerische Leistung und Erfolg zu dokumentieren, nimmt die Fotografie im Ruhrgebiet nach wie vor einen enorm hohen Stellenwert ein. Auch den Mythos Ruhrgebiet begleiten vor allem monumentale Bilder.

Doch wie lange noch kann Industriekultur, wie der Fotograf Peter Liedtke es formulierte, »das zukunfts-tragende Moment der Region« sein? Und sollte sie das überhaupt? Wie also sieht es aus, das Bild der Zukunft dieser Region? Und was nimmt es in den Blick?







Vier Fotografien leiteten die Diskussion ein. Vier Sichtweisen auf das Ruhrgebiet und seine Menschen. Arbeiten von Fotograf\*innen, die eines dann aber doch nicht so wirklich sein wollten: Ruhrgebietsfotograf\*innen. Am deutlichsten brachte Amina Falah, aufgewachsen in Moers, eine Art Heimatbegriff ins Gespräch ein. Sie habe die Region, die »ich sehr lange uninspirierend fand«, neu entdeckt, was erst möglich wurde, nachdem sie fortgegangen war. Ziel ihrer Serie *Pott-à-Porter* sei es gewesen, aufzuzeigen, dass junge Menschen und das Ruhrgebiet heute sehr wohl zusammenpassen. »Speziell dieses Thema kann ich mir woanders eigentlich nicht vorstellen.«

Fatih Kurçeren wiederum, so fasste es Moderator Jens Dirksen zusammen, »zeigt das Ruhrgebiet als einen Ort, an dem sich Identitäten und fest gefügte soziale Strukturen auflösen«. Er schätze, erklärte der Fotograf, die Geschichten der Menschen, die Nähe zu ihnen und die Möglichkeit, einer regionalen Vergangenheit nachzuspüren. Über seine Arbeit an der Serie *Pithead* habe er sich nach und nach in seiner neuen, zweiten Heimat orientiert, eine

»fotografische Karte« und zugleich eine »fotografische Biografie« erschaffen – »was ist mit Fatih passiert, als er Istanbul verlassen hat?«. Aber: »Ich habe nie bewusst gesagt, ich fahre jetzt ins Ruhrgebiet und fotografiere das Ruhrgebiet. Das ist nicht meine Motivation, bis heute nicht.«

Brigitte Kraemer hingegen fotografiert bewusst »unmittelbar vor meiner Haustür«. Ihre Arbeiten, resümierte sie, seien »so vielseitig wie die Region selbst«, mit der sie sich durchaus identifiziere. »Aber würde ich woanders leben, würde ich wahrscheinlich genauso fotografieren.« Ein Anspruch, den ähnlich auch Joachim Schumacher verfolgt, auch, wenn es ihm nicht um Identifikation, sondern letztlich um die »Auseinandersetzung mit meinem Lebensraum« geht – und der sei nun einmal mehr oder minder zufällig das Ruhrgebiet. Als Chronist des Strukturwandels, dessen Werk weniger die Menschen als deren Wirken in der Landschaft zeigt, falle es ihm jedoch zusehends schwerer, »Orte zu finden, die authentisch sind«, oder wie Dirksen anmerkte, vielleicht sogar »ganz dicht am Klischee« vorbeischrannen. Die Tendenz gehe stattdessen

hin zur Gleichförmigkeit, Beliebigkeit. Gewerbegebiete mit Logistikhallen, »Schuhschachteln in der Landschaft«, könnten nun einmal überall sein. »Das ist wirklich eine brutale Ernüchterung gegenüber meinen alten Bildern.«

Industriekultur, so scheint es, liefert ein authentisches, ein unverwechselbares Bild der Region, ist jedoch letztlich immer »gewesene Industrie«. Vielleicht, so Schumacher, sei es daher an der Zeit, Kultur und gegenwärtige Industrie miteinander zu verbinden, aktuelle, neue Orte für Menschen erfahrbar zu machen. »Ich glaube nicht, dass sich der Begriff Industriekultur auf Dauer trägt. Irgendwann haben die Leute das alles gesehen.« Für Liedtke geht der Anspruch noch weiter. In der Fotografie des Ruhrgebiets müssten sich zukünftig vermehrt andere Themen wiederfinden: die Vielfalt der Gesellschaft, Zukunftsfragen, Armut. Auch müsste deutlich werden, dass Migrant\*innen nicht länger das bloße Motiv seien, sondern als Künstler\*innen hinter der Kamera die Gesellschaft mitgestalteten. Pixelprojekt Ruhr zeige solche Arbeiten, gemacht mit einem jeweils eigenen Blick auf

eine gewisse Realität. »Wenn wir uns die Kathedralen der Arbeit anschauen, dann sind die schön und wichtig, und es ist gut, dass wir sie haben. Das sind unsere Wurzeln. Aber das ist letztlich nicht das Bild der Zukunft und eigentlich auch nicht mehr das Bild der Gegenwart.« Und dennoch, so Volker Troche, Mitglied im Vorstand der Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung, bediene man just in diesem Moment genau dieses Bild, »denn wir versammeln uns ja nicht in der Produktionshalle von Siemens, sondern eben hier auf Zollern«. Im Hinblick auf die Bildwelten des Ruhrgebiets gelte es zu unterscheiden zwischen künstlerisch-retrospektiven Welten und jenen des Marketings, hinter denen ökonomische Interessen stünden. Auch Stefanie Grebe, Leiterin der Fotografischen Sammlung des Ruhr Museums, sprach sich für eine differenzierte Betrachtung aus, für die Unterscheidung zwischen Auftrags- und Autorenfotografie. »Wir müssen uns fragen, wer hat wann für wen was gemacht? Und was sagt das über die Sichtweisen auf die Realität – nicht über die Realität als solche – aus?«

Und wie steht es um diese Sichtweisen? Gibt es eine »typische« Ruhrgebietsfotografie? Für Liedtke durchaus: »Ich möchte nicht sagen, dass so etwas wie das Pixelprojekt woanders nicht geht. Es gibt ein ähnliches Vorhaben im Saarland, Pixxelcult, das funktioniert da auch.« In Oberbayern allerdings sei eine solche Idee »undenkbar« – »was reizt einen da?« Zudem verfüge das Ruhrgebiet über eine einzigartige, gewachsene Fotolandschaft: »Wir sind hier in einem Melting Point der Fotografie, den es zumindest in Deutschland nicht noch einmal gibt.«

Mehr als ein Grund, auch das Bundesinstitut für Fotografie ins Ruhrgebiet zu holen. »Ein solches Institut«, so Prof. Ute Eskildsen, »würde der Fotografie endlich die Beachtung geben, die sie dringend nötig hat.« Essen habe »eine lange Tradition in der Fotografie«, zu der sich »der Wille, etwas zu machen« geselle, die Ideen und die Menschen in den unterschiedlichen Institutionen.

Und doch verpflichte, so Prof. Elke Seeger, eine solche Tradition nicht dazu, die Region also solche im wahren Wortsinn ständig in den Fokus zu nehmen, schlicht: Ruhrgebietsfotografie zu betreiben. »Die Region hat gezeigt, wie sensibel und genau hier von vielen Seiten über die Fotografie nachgedacht wird. Aber ich würde dem widersprechen, dass das Ruhrgebiet ein besonderer Ort ist, wo immer ganz viel fotografiert wird, einfach, weil es ein toller Ort ist.«

“  
**Wir haben gelernt, dass es keine Ruhrgebiets-Fotografie gibt, sondern höchstens eine Fotografie, die davon geprägt ist, dass das Ruhrgebiet das Thema ist, das die Fotograf\*innen angehen. Und auch in einer machtvollen Foto-Region wie dem Ruhrgebiet muss dieses nicht unbedingt selbst Gegenstand der Fotografie sein. Die Folgerung daraus ist, und das war einhellig auf dem Podium, dass wir unbedingt ein Bundesinstitut für Fotografie in Essen brauchen.**  
 — Jens Dirksen



**Gastgeberschaft**  
 Ruhr Museum

**Moderation**  
 Jens Dirksen  
 Redaktionsleiter Kultur der WAZ

**Impuls der Fotograf\*innen**  
 Amina Falah  
 Brigitte Kraemer  
 Fatih Kurçeren  
 Joachim Schumacher

**Diskussion**  
 Prof. Ute Eskildsen  
 Kuratorin, Fotografin und  
 Fotohistorikerin

Stefanie Grebe  
 Leiterin der Fotografischen Sammlung  
 des Ruhr Museums

Peter Liedtke  
 Fotograf, Kurator und Autor

Prof. Elke Seeger  
 Professorin für Fotografie  
 und Konzeption an der  
 Folkwang Universität der Künste

Volker Troche  
 Mitglied im Vorstand  
 der Alfried Krupp von Bohlen  
 und Halbach-Stiftung

**Pixelprojekt Ruhrgebiet**  
 Die Fotoplattform »Pixelprojekt Ruhrgebiet« sammelt im Internet Fotoserien über das Ruhrgebiet. 2003 auf Initiative von 26 freien Fotograf\*innen gegründet, hat sich das Projekt mittlerweile zu einem »Gedächtnis der Region« in Bildern entwickelt. Auf der Plattform sind heute über 10.000 Fotos von mehr als 370 Fotograf\*innen zu finden, sortiert nach den Themen »Landschaft und Ökologie«, »Menschen und Soziales«, »Stadt und Architektur«, »Kunst und Kultur«, »Arbeit und Produktion« sowie »Sport«.  
 ↳ [pixelprojekt-ruhrgebiet.de](http://pixelprojekt-ruhrgebiet.de)



# Panel 6: Lücken in Geschichten, Lücken in Archiven

Archivieren – das steht immer für Bewahren, aber auch für das Abwägen zwischen Erinnern und Vergessen. Wessen Geschichten wurden und werden im Ruhrgebiet erzählt? Wessen Geschichten sind unsichtbar oder wurden unsichtbar gemacht,

marginalisiert? Und warum? Welche Lücken also gibt es in unseren Archiven? Und wie können sie geschlossen werden? Mit diesen Fragen beschäftigten sich die Teilnehmenden am Panel in einer, wie Kuratorin Kathrin Ebmeier festhielt, »teils hitzigen Diskussion«.







Es gibt, darüber herrschte Einigkeit, immer Geschichten jenseits der Archive. Hidden Histories, die, so das Fazit des Podiums, oft schwer greifbar seien. Gerade darin bestehe jedoch die Herausforderung. Es gelte, Unsichtbares sichtbar zu machen. »Man muss sich Zeit nehmen, mit Personen ins Gespräch zu kommen und das Besondere zu finden, das oft im Alltäglichen liegt«, resümierte Dr. Sara-Marie Demiriz von der Stiftung Haus der Geschichte Nordrhein-Westfalens. In einem Seminar über Erinnerungskultur an der Ruhr-Universität Bochum hätten Studierende Familiengeschichten aufgetan von türkischen Einwandererfrauen, die im Verborgenen maßgeblich daran beteiligt gewesen seien, Chancen für ihre Familien zu erarbeiten. »An diese Quellen wäre ich selbst nie gekommen. Das war ein Augenöffner für mich.«

Lücken in Archiven entstehen indes nicht immer bewusst. Bisweilen sind sie schlicht so etwas wie das Ergebnis langer Routine. Der Prozess des Bewahrens, des Auswählens müsse daher regelmäßig hinterfragt und aufgebrochen, Kategorien und Bewertungen »neu gedacht« werden, wie Demiriz es formulierte. Um Lücken zu schließen, brauche es große Offenheit und eine bessere Zusammenarbeit zwischen Museum, Archiv und Forschung. Auch Kunst könne Räume schaffen, ergänzte Eva Busch, sagte aber auch: »Die Lücke im Archiv ist eine Grundkondition. Das totale Archiv wird es nicht geben«. Im Gegenteil: Immer noch gründeten sich viele Archive neu, wollten Menschen letztlich – und ganz zu Recht – selbst entscheiden, wie mit dem eigenen Material umgegangen werde. Auch Unsichtbarkeit könne erwünscht sein. »Manche wollen gar nicht archiviert werden.«

Unsichtbarkeit als Ergebnis eines freien Entscheidungsprozesses ist ein Punkt. Was aber ist mit jenen Geschichten, die unsichtbar gemacht, marginalisiert, werden? Dr. Kathrin Pieren, Jüdisches Museum Westfalen, etwa wies auf Tausende polnischer Frauen und Männer im Bergbau hin, die Juden gewesen seien – was aber kaum jemand wisse. Ihre These: »Wenn man nicht im Museum oder Archiv vorhanden ist, existiert man nicht.«

Wie also steht es um die Verantwortung eines Archivs? Welche Aufgaben hat es? Und ist der Begriff Marginalisierung überhaupt gerechtfertigt? Für Hartwig Kersken vom Stadtarchiv Dortmund legt der Ausdruck nahe, dass es sich um »bewusst versteckte Geschichten« handle. Das sei aber keinesfalls gemeint, stellte Ebmeier klar: »Die marginalisierte Geschichte gibt es

nicht, sondern sie wird erst dazu gemacht.« Etwa, indem manche Lebensrealitäten im Museum nicht vorkämen – ein Beispiel sei die Frauenarbeit im Ruhrgebiet jenseits der üblichen »Kumpelgeschichten«. Hanneliese Palm, Institutsleiterin a. D., wies jedoch darauf hin, dass staatliche Archive aber nun einmal eine bestimmte Aufgabe hätten: »Wie kann man den Zeitgeist adäquat, von subjektiven Kriterien unabhängig, dokumentieren?« Archive müssten entscheiden, was repräsentativ und archivwürdig sei, stimmte Kersken zu, und: »Es ist nicht Aufgabe des Archivs, Geschichten zu erzählen.« Auch Kathrin Baas von der Stiftung Westfälisches Wirtschaftsarchiv Dortmund war überzeugt: »Archive schaffen keine Narrative.« Im Ruhrgebiet gebe es eine breit gefächerte Archivlandschaft, zu der jeder Zugang habe. Hier würden keine politisch motivierten Bewertungen vorgenommen. »Wir sind dazu da, Geschichten zu sichern. Es ist Aufgabe der Historiker, sie zu erzählen.«

Genau das jedoch sei oft schwierig, so Demiriz: »Aber wir fangen an, neue Fragen zu stellen.« Solange es die Vielfalt unterschiedlicher Archive gebe, »sehe ich die Gefahr der Politisierung tatsächlich nicht; wir müssen aber unsere Kategorien immer wieder hinterfragen«. Busch hingegen betonte: »Jede Entscheidung darüber, was aufgehoben wird und was nicht, wirkt sich darauf aus, welche Geschichten weiter abrufbar sind. Das ist eine Entscheidung für kommende Zeiten, die auf jeden Fall politische Auswirkungen hat.«

Es gebe, so Ebmeier, noch unzählige Geschichten, die »alle immer existiert haben, die aber noch verschüttet sind, vielleicht noch nicht in einem Verschlagwortsystem vorkommen«. Queere Geschichten, Geschichten von Menschen, die nicht auf Deutsch publizieren, weshalb es schwierig sei, sie in deutschsprachigen Archiven aufzuführen. Sicher ist: »Es wird immer Lücken in Archiven geben.« Und vielleicht, so Ebmeier, »ist das auch okay so«. Problematisch sei dies letztlich vor allem dann, wenn man sich schlicht damit abfindet.

“  
**Es gibt einfach Fragen, die vorher nicht gestellt wurden. Aber wenn wir diese Fragen jetzt stellen und weitersuchen, dann verändern sich auf diese Weise Archive auch mit.**  
 — Kathrin Ebmeier



**Gastgeberschaft**  
 Fritz-Hüser-Institut für Literatur und Kultur der Arbeitswelt

**Moderation**  
 Kyra Palberg  
 wissenschaftliche Mitarbeiterin  
 des Fritz-Hüser-Instituts für Literatur und Kultur der Arbeitswelt

Michaela Wiegand  
 wissenschaftliche Mitarbeiterin und  
 Archivarin des Fritz-Hüser-Instituts für  
 Literatur und Kultur der Arbeitswelt

**Diskussion**  
 Eva Busch  
 Künstlerin und Kuratorin

Kathrin Ebmeier  
 Künstlerin und Kuratorin

Dr. Sara-Marie Demiriz  
 wissenschaftliche Mitarbeiterin  
 der Stiftung Haus der Geschichte  
 Nordrhein-Westfalens



# Panel 7: Erhalt und Entwicklung des industriekulturellen Erbes

Verfall, Abriss oder Erhalt: Letztlich gibt es für das industrielle Erbe der Region nur wenige Optionen. Im Spannungsfeld zwischen Bürde und Potenzial ist ein zukunftsicherer Erhalt industrieller Bauten dabei augenscheinlich nicht nur an nachhaltige Nutzungs-

konzepte geknüpft, sondern auch an Offenheit für neue Lösungen und die Bereitschaft zu Kompromissen. Dass sich dieser Aufwand lohnen kann, zeigte das Panel unter Gastgeber-schaft des Heritage Conservation Center Ruhr (hcc.ruhr) beispielhaft auf.





Laut hcc.ruhr steht für Bürger\*innen beim Thema Erhalt industrieller Bauten vor allem ein Punkt im Vordergrund: der Bedarf, diese Denkmäler nicht nur aufgrund ihres Zeugniskarakters wertzuschätzen, sondern sie auch nachhaltig zu nutzen. Es gebe, versicherte Werkstoffingenieurin Prof. Dr. Nicole Lefort, zahlreiche gute Beispiele, wie dies auch gelinge. Doch wer erhalten will, muss auch pflegen. »Und Industriestätten wurden nun einmal nicht als ewiges Monument erschaffen.« Korrosion, Alterung und Schadstoffbelastungen aus früherer Produktion – all das, so Lefort, seien entscheidende Aufgaben im Umgang mit solchen Gebäuden. Das hcc.ruhr bringe deshalb gezielt Fachleute unterschiedlicher Disziplinen aus Forschung und Praxis an einen Tisch, um wechselseitig voneinander zu lernen und gemeinsam nachhaltige Lösungen und Methoden zu entwickeln, von denen alle profitierten.

Dass bei der Entscheidung, ob Bauten abgerissen werden oder nicht, durchaus unterschiedliche Ideen und Ansprüche den Ausschlag geben können – und das längst nicht nur aus den Fachdisziplinen –, zeigte Achim Pfeiffer (Böll Architekten) am

Beispiel von vier Standorten im Essener Norden auf. Nur bei einem resultierte die Motivation für den Erhalt tatsächlich aus baukulturellen Interessen: beim Zollverein-Hauptgelände, als Welterbe außergewöhnlich gefördert, mit reichlich Rückendeckung aus der Gesellschaft. Anders die Situation der Zeche Carl in Altenessen. Deren Mannschaftsgebäude mit Kauen und Lohnhalle wurden in den 1980er-Jahren zum Kultur- und Jugendzentrum umgebaut. Der Impuls hier: Es gab – mitten in der Zeit der Hausbesetzungen – leere, perfekte Räume, die bespielt werden konnten. Ähnlich pragmatisch war die Entscheidung für die neue Nutzung der Mannschaftskaue auf Zeche Fritz. Diese wurde zur Tennishalle umgebaut – ein stützenfreier Großraum, günstig zu haben. Und auch die nicht unter Welterbe-Status stehende Zollverein-Schachtanlage 4/5/11 habe sich nur deshalb zu einem etablierten Unternehmenszentrum entwickeln können, weil sich die Menschen vor Ort enorm für den Standort engagiert hätten.

Pfeiffer unterschied in seinen Erläuterungen bewusst zwischen Erhalt und Schutz: 2006 baute sein Büro die

Zollverein-Kohlenwäsche zum Museum um. Die vorgehängte Stahlskelettfassade des Gebäudes, stets der Witterung ausgesetzt und »mit einer Lebensdauer von 20, 30 Jahren eigentlich nicht für ein Welterbe gemacht«, hätten sie quasi neu bauen müssen – und der Vorwurf einer »Denkmal-Hinrichtung« kam damals prompt. Pfeiffers Plädoyer: »Wir sind davon überzeugt, dass Erhalt durch Nutzung der richtige Weg ist.« Und wenn diese eine bestimmte bautechnische Lösung erfordere, dann spiele ein denkmalgerechter Umgang letztlich keine Rolle. »Kann man nicht mit Blick auf einen sinnvoll umsetzbaren Erhalt ein neues Bild schaffen, ohne dass man dafür das alte in Frage stellt?« Ein Aspekt, dem sich die Denkmalpflege, so Prof. Dr. Heike Oevermann, mittlerweile nicht mehr gänzlich verschließen. »Das kommt tatsächlich darauf an, mit wem Sie es zu tun haben.« Sich stets mit aller Macht an den »Schutz des Bildes« zu klammern und dabei den »Schutz der Substanz« zu vernachlässigen, sei tatsächlich nicht immer der richtige Weg. »In der Archäologie zum Beispiel sind Schutzdächer eigentlich die Regel, denn hier geht es um die zu schützende Substanz; das Bild ist zweitrangig.« Über den Koks-ofenbatterien auf Zollverein indes sei ein solches Dach, obwohl sinnvoll, undenkbar gewesen.

Entscheidend für die Zukunftsfähigkeit industriellen Erbes sei darüber hinaus die Weite des Blickes: »Wenn wir nur an das Denkmal denken und nicht auch das Drumherum, dann finden wir keinen Investor – und dann ist die Ultima Ratio der Abriss«, resümierte Bernd Lohse, Geschäftsführer der Entwicklungsgesellschaft Neue Zeche Westerholt. Nur wer das Gesamtbild betrachte, schaffe den Boden für eine nachhaltige Umnutzung. »Es geht nicht nur um die Zeche, sondern um das ganze Quartier, nicht nur um Gebäude, sondern immer auch um Menschen.« Alte Strukturen generierten ein Heimatgefühl von »Zuhause« und böten das Potenzial zur Umwandlung in »spannende Orte«. Ohne eine öffentliche Förderung allerdings sei ein solcher Anspruch nicht zu stemmen. »Nach 15 Jahren Stillstand bröckeln uns auf Westerholt die Gebäude unter dem Hintern weg.« Die Förderrichtlinien jedoch seien oft so engmaschig und unflexibel, dass »der Abriss von historischen Anlagen und ein Neubau manchmal technisch einfacher und (zeit)ökonomischer ist«.

Wie viel Erhalt leisten wir uns also? Heike Oevermann: »In diesen Orten stecken viele Aufgaben, aber auch enorme Potenziale mit

Blick auf Stadtentwicklung, Klimaschutz, Identifikationsangebote oder Materialentwicklung.« Nicht zu vergessen: die im Erbe ruhende graue Energie, die bei jeder Diskussion um Weiterbestand oder Abriss mit eingerechnet werden müsse. »Denn dann kämen wir zu ganz anderen Zahlen.« Nachhaltiges Bauen, pflichtete auch Pfeiffer bei, sei die Zukunftsaufgabe der Architektur. »Ein Neubau kann niemals klimaneutral erfolgen, denn die Erblast des Abrisses von unzähligen Tonnen Beton wird immer auf dieser Fläche liegen.«

Doch ist Erhalt durch Nutzung wirklich die Lösung für alle Gebäude, fragte Ulrich Schildberg (Geografisches Institut RUB). Mache beispielsweise bei Maschinen-Objekten nicht auch der kontrollierte Verfall mit entsprechenden Sicherungsmaßnahmen Sinn, wie etwa im Landschaftspark Duisburg-Nord? Pfeiffer stimmte hier zu, insbesondere im Hinblick auf das Erbe, das man nachfolgenden Generationen überließe: »Es wird keinen Anstrich geben, der 100 Jahre hält.« Ein »Weiter so« wie in den 1980er-Jahren, resümierte auch Lefort, sei tatsächlich nicht mehr zeitgemäß. Von »Dreckschleudern« hätten sich Gebäude und Orte in der Wahrnehmung der Menschen zunächst zu »Kathedralen der Industrie« entwickelt. Mittlerweile gehe es jedoch zusehends um die Frage, ob sie nicht vielmehr »Toxic Heritage« seien. Vor diesem Hintergrund müsse man sich in der Diskussion endlich »neue Fragen« stellen, nämlich: »Was erhalten wir? Wieviel Erhalt leisten wir uns? Und welche Lösungen entwickeln wir dafür?«

„**Ein nicht-nutzbares Objekt stellt für die Nachwelt eine große Hypothek dar. Es muss also eine sehr dezidierte Abwägungsentscheidung von uns sein, zu sagen, das brauchen wir für diese Region als nachhaltiges, identitätsstiftendes Element, oder wir ersparen uns nachfolgenden Generationen den Erhalt eines Objekts, das wir eigentlich nicht mehr gebrauchen können. Ein wesentlicher Aspekt ist hier auch die Tatsache, dass das Ruhrgebiet sehr großmaßstäbliche Relikte der Montanindustrie hat. Auch der kontrollierte Verfall darf eine Kunst sein. Klar aber ist: Erhalt ist immer eine Aufgabe, die nie endet.** — Achim Pfeiffer

**Gastgeberschaft**  
Heritage Conservation Center Ruhr (hcc.ruhr), ein Kooperationsprojekt des Deutschen Bergbau-Museums Bochum (DBM) mit der Technischen Hochschule Georg Agricola (THGA)

**Moderation**  
Prof. Dr. Stefan Brüggerhoff  
Hochschule für Technik  
und Wirtschaft Berlin

**Impulse**  
Prof. Dr. Nicole Lefort  
hcc.ruhr (DBM/THGA)

Achim Pfeiffer  
Böll Architekten/  
Hochschule Bochum

Bernd Lohse  
Geschäftsführer  
Entwicklungsgesellschaft  
Neue Zeche Westerholt

**Diskussion**  
Prof. Dr. Nicole Lefort

Bernd Lohse

Prof. Dr. Heike Oevermann  
Denkmalpflege, IADK,  
Otto-Friedrich-Universität Bamberg

Achim Pfeiffer

“  
Es geht nicht nur um die Zeche, sondern um das ganze Quartier, nicht nur um Gebäude, sondern immer auch um Menschen.  
”



# Abschluss



»Die Narration von Industriekultur lässt sich verändern, anders erzählen, ergänzen, immer wieder neu diskutieren – und das auch im Kontext relevanter Zukunftsfragen.« Zu diesem Fazit kam Stefanie Reichart, Leiterin des RVR-Referats Kultur, Sport und Industriekultur, in der Abschlussrunde. Damit dies gelinge, bedürfe es jedoch »genau solcher Anlässe wie heute.«

Die Tatsache, dass es mehr als 400 Anmeldungen zur zehnten Ausgabe der Kulturkonferenz Ruhr gegeben habe, versicherte auch Timo Hauge, Teamleiter Industriekultur beim RVR, mache »den Stellenwert und auch die Dynamik der Industriekultur, die wir gerade erleben, noch einmal ganz deutlich«. Die Diskussionen, Vorträge und Impulse der Konferenz hätten gezeigt, dass es »Lücken und Brüche« gebe, dass das Themenfeld Industriekultur »alles andere als abgeschlossen ist«. Umso wichtiger sei es, auf regionaler wie auf Landes- und Bundesebene »auf die Realisierung der verschiedenen Initiativen« zu drängen. Denn: »Alles, was in die Politik eingebracht wird und vielleicht in irgendwelchen Papieren steht, ist noch lange nicht umgesetzt.«

Unübersehbar sei indes auch, »dass an vielen Standorten schon sehr viel passiert ist und auch in Zukunft passieren wird.« Programmatische Meilensteine wie die Manifesta 2026, die IGA Metropole Ruhr 2027, aber auch die Tatsache, dass die Route Industriekultur im Jahr 2024 ihr 25-jähriges Bestehen feiere, zeigten auf, welche enorme Bedeutung das Thema für die Region habe.«

Der Anspruch der diesjährigen Kulturkonferenz Ruhr, so Reichart, habe vor allem darin bestanden, eine »selbstkritische Haltung« zum Thema Industriekultur zu ermöglichen. »Wir haben heute viel darüber gehört und diskutiert, dass das Industriezeitalter zu tiefgreifenden Veränderungen hier im Ruhrgebiet geführt hat, die bis heute sichtbar und spürbar sind.« Nun müsse man hinterfragen, welche Möglichkeiten der Zukunftsgestaltung sich mit diesem Thema böten. Dazu sei es unerlässlich, das Feld aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu beleuchten und zu diskutieren. »Es war für uns daher eine große Freude, dass 60 Partner\*innen aus der Region das Programm der diesjährigen Kulturkonferenz mitgestaltet und mitvorbereitet haben.« Hinzu komme die Arbeit eines eigenen Programmbeirats sowie die Kooperation mit der Ruhrtriennale, die in den zwei Jahrzehnten ihres Bestehens wie kaum eine andere Kulturveranstaltung die vielfältigen Möglichkeiten von Industriekultur aufgezeigt habe. »Ihnen allen sage ich danke. Lassen Sie uns auch in Zukunft Industriekultur weiterdenken, diskutieren und gestalten. Das war heute nur ein Anlass. Es geht immer weiter.«

Die Entwicklung des Konferenzprogramms wurde durch einen fachlichen Beirat begleitet. Dessen Mitglieder sind:

Dr. Iuditha Balint  
Leiterin des Fritz-Hüser-Instituts für Literatur und Kultur der Arbeitswelt

Prof. Dr. Stefan Berger  
Direktor des Instituts für Soziale Bewegungen (RUB) / Vorsitzender des Vorstandes der Stiftung Geschichte des Ruhrgebiets

Judith Gerstenberg  
Chefdramaturgin der Ruhrtriennale

Prof. Heinrich Theodor Grütter  
Direktor des Ruhr Museums / Vorstand der Stiftung Zollverein

Ursula Mehrfeld  
Geschäftsführerin der Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur

Dr. Henning Mohr  
Leiter des Instituts für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V.



Regionalverband Ruhr  
Die Regionaldirektorin  
Kronprinzenstraße 35  
45128 Essen

+49 20120 69-0  
rvr.ruhr

Referat Kultur, Sport  
und Industriekultur

Stefanie Reichart  
*Leitung*

Stefanie Reichart  
Timo Hauge  
*Konzept*

Maria Baumeister  
Patric Daas  
Timo Hauge  
Jonas Leifert  
*Projektmanagement*

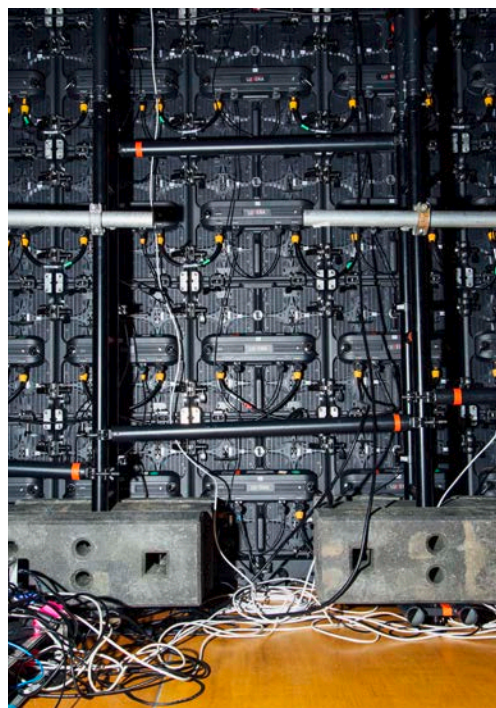
Redaktionsbüro Schacht 11  
*Text*

Lea Franke  
Luise Jakobi  
+  
Finn Reimer  
HD Schellnack  
Magdalena Spinn  
*Fotos*

S. 56/57  
Bildwelt Ruhrtriennale  
2022/Mischa Leinkauf/  
VG Bild-Kunst

nodesign  
*Layout*

XXXX  
*Druck*







KOOPERATIONSPARTNER

**RUHRTRIENNALE**  
FESTIVAL DER KÜNSTE 21 22 23

VERANSTALTER

Ministerium für  
Kultur und Wissenschaft  
des Landes Nordrhein-Westfalen



REGIONALVERBAND  
**RUHR**